Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 9 — Marburg i. H., den 25. Februar — 1909

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die göttliche Arbeit und Mühe um uns — Luthers Vorlesung über den Römerbrief (J Ficker) — Gedanken über den Theologenmangel. Von einem kirchlichen Laien — Briefe aus Kleinasien von einem früh Vollendeten. Erstes Stück — Ernst von Wildenbruch — Nochmals die Kirche in Rußland — Friedhofskunst — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die göttliche Arbeit und Mühe um uns

Nicht, daß du mich hättest gerufen, Jakob, oder daß du um mich gearbeitet hättest, Israel. — Ja, mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht mit deinen Missetaten. Ich, ich tilge deine Uebertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht. Jes. 43, 22. 24 f.

Es ist heute soviel die Rede vom Suchen nach Gott, von der Frage nach dem lebendigen Gott, vom „Kampf um Gott und um das eigene Ich." Ist das nicht ein Rufen nach ihm, ein Arbeiten um ihn? Und ist es nicht schwer, zu ihm durchzudringen durch alle Nebel und Verwicklungen des Lebens? Das ist ohne Zweifel wahr. Und gut daran ist dies, daß sich darin ein Streben nach Realität offenbart, wie denn Lagarde einmal ganz richtig die Religion als „Sinn für Realität" bezeichnet. Aber es scheint fast, als ob man damit zu wichtig tue, wie wenn diese Mühe um Gott das Wichtigste wäre im Verhältnis zwischen Gott und der Menschheit. Im Propheten lebt eine ganz andere Empfindung für Gott, wenn er, sich mit seinem Volk zusammenschließend, die Stimme des Ewigen vernimmt, die da sagt: Ja, mir hast du Arbeit, mir hast du Mühe gemacht mit deinem Wesen, deiner verkehrten Art.

Wie viel näher steht er dem Herzen Gottes, als soviele Gottsucher von heute!

Es mag manche Gründe geben, warum auch bei vielen frommen Menschen im religiösen Wechselverhältnis die menschliche Vorderseite, die Frage nach Gott, vielmehr zum Bewußtsein kommt als die verborgene, erhabene, göttliche Rückseite, also die Pflicht: wir müssen uns um Gott kümmern, weit überwiegt über die Empfindung: Gott kümmert sich um uns. Wir wollen den Ursachen nicht nachgehen, die in breiten, geistigen Strömungen unserer Zeit begründet sind, aber gewiß ist es, daß es in ganz anderem Maße des Menschen Seele zugleich niederbeugt und erhebt, verpflichtet und adelt, wenn er das innigst fühlt: Gott kümmert sich um mich, ich liege ihm am Herzen, — als wenn er nur das weiß: ich muß nach ihm fragen, ich kann ohne ihn nicht leben.

Wenn wir aber fragen, was die Linie ist, der geometrische Ort, auf dem wir diese auf uns gerichtete Energie Gottes am unmittelbarsten entdecken, so weist uns dieses Prophetenwort den Weg. Schön und erfreulich ist es, wenn der Mensch schon in seinem äußeren Lebensgang die Spuren dessen entdeckt: „er sorget für uns" (1. Petri 5, 7); aber in die ganze Tiefe und in den Mittelpunkt unseres Lebens führt es hinein, wenn unser sittliches Sein, unser Herz und Gewissen von dieser Sorge und Mühe Gottes sich berührt fühlt, wenn wir den spüren, der beides zugleich ist, unser Richter und unser Erbarmer.

Wir können und müssen dieses Interesse Gottes noch genauer bestimmen. Wir machen ihm Arbeit und Mühe mit unseren Sünden. Warum? Weil jede Sünde eine Sünde gegen Gott ist und ihn verunehrt: so haben wir wohl gelernt. Das ist richtig, aber es wird oft recht schief verstanden. Sagt nicht Hiob in seiner Aufrichtigkeit: „Was ist ein Mensch, daß du ihn groß achtest und bekümmerst dich um ihn? Hab ich gesündigt, was tue ich dir damit, du Menschenhüter?" (Hiob 7, 17. 19.) Nein, nicht das ists, daß es um seine Ehre und Größe geht, aber es geht ihm zu Herzen, weil er sich um uns, um unser Heil und Leben kümmert. So und deswegen machen wir ihm Arbeit und Mühe mit unserer Verkehrtheit.

Und dafür haben wir im ganzen Buch der göttlichen Offenbarung nirgends ein so klares und eindringendes, lebendiges Zeugnis, als auf dem Blatte, das wir die Leidensgeschichte Christi nennen. Wenn wir nun wieder in die Passionszeit eingetreten sind, so soll das die unsichtbare Ueberschrift sein über die Gedanken, die wir daran knüpfen: „Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und Mühe mit deinen Missetaten." Schreibt nicht diese göttlich=menschliche Tragödie uns die Wahrheit ins Herz: Nicht die Opfer, die die Menschheit Gott bringt, womit sie sich um ihn bemüht, sind der Rede wert; aber von dem Opfer kann man nicht genug reden, genug daran denken, dafür danken und davon leben, das er der Menschheit gebracht hat — zum Leben der Welt. Das Kreuz auf Golgatha ist der Mittelpunkt der Menschheitsgeschichte, weil es der göttliche Kampf mit und der Sieg über die Verderbensmächte ist, die den Organismus der Menschheit durchwühlen. J H

Luthers Vorlesung über den Römerbrief

Anfänge reformatorischer Bibelauslegung. Herausgegeben von Johannes Ficker. Band 1: Luthers Vorlesung über den Römerbrief 1515/1516. Erster Teil: Die Glosse. CIV u. 161 S. Zweiter Teil: Die Scholien. 346 S. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) 1908. 6,40 und 13 Mk.

Ein Werk, über das einmal wieder alle evangelischen Christen, nicht bloß die deutschen, sich einmütig freuen dürfen. Eine Luther=Reliquie der kostbarsten Art, sein bisher so gut wie unbekannt gebliebener Kommentar zum Römerbrief aus den für seine Entwicklung zum Reformator entscheidenden Jahren liegt vor uns, fast bis auf den letzten Buchstaben in der Form, in der Luther ihn damals, freilich nur zu privatem Gebrauch, niedergeschrieben hat.

Das Handexemplar Luthers, das wir jetzt sein Vorlesungsheft nennen würden, ehedem in kursächsischem Besitz, hat auf der Berliner königlichen Bibliothek verborgen gelegen; die vatikanische Bibliothek besitzt eine sehr alte, verhältnismäßig gute Abschrift des Originals aus der Fuggerschen Bücherei an die kurpfälzische Bibliothek geschenkt und nach 1621 mit anderen Schätzen aus Heidelberg nach Rom verschleppt. Auch von dieser hat zum ersten Mal Denifle in seinem bösen Buch über Luther

Gebrauch gemacht; in der großen Weimarer Ausgabe der Luther-Werke sollte Johannes Ficker, der sich vergeblich in ganz Europa um Wiederauffindung des Urexemplars bemühte, wenigstens die Abschrift allgemein zugänglich machen: da wurde auf etwas rätselhafte Weise der Schatz in Berlin entdeckt und hierdurch der Wert der Abschrift gewaltig herabgedrückt. Eine den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Edition auf Grund beider Hülfsmittel hat Ficker für die Gesamtausgabe denn auch in Vorbereitung genommen. Aber die Vielen, denen jene große Sammlung nicht leicht zu Gebot steht, und auch wir Andern, die wir einen so seltenen Genuß ungern in eine ungewisse Zukunft verschoben sahen, werden sich eines Entschlusses freuen, durch den wir Luthers Kommentar in einer vorläufigen Ausgabe besitzen, in bescheidenerem Gewand aber ohne jeden Abzug, obendrein mit dem notwendigen Apparat zum theologischen und geschichtlichen Verständnis des Luthertextes, nicht zuletzt auch mit einer gründlichen und verständnisvoll charakterisierenden Einleitung geschmückt.

Der Kommentar ist in lateinischer Sprache geschrieben; und so einfach das Latein Luthers ist, würde es sich schlecht übersetzen lassen, schon darum schlecht, weil alles sich eng an den lateinischen Text der damaligen Bibel anschließt. Für diesen Verlust mag denn die dem ersten Teil vorangeschickte Einleitung — sie füllt nebst dem auch recht interessanten Vorwort 102 Seiten — den des Lateinischen unkundigen Leser entschädigen. Auch in ihr wird er Einiges überschlagen, was nur gelehrtes Interesse hat; z. B. die genaue Beschreibung der Handschriften, zumal ja die dankenswerter Weise beigegebene Lichtdrucktafel einer Seite aus dem Glossenwerk es unmittelbar veranschaulicht, wie Luthers Exemplar eingerichtet gewesen ist. Und in dem Abschnitt: „die Auslegung" (S. XLVI bis CII) sind die paar Seiten über den Luther vorliegenden Text des Römerbriefes wieder nur für den Fachmann berechnet; aber im Uebrigen bekommen wir hier eine meisterhafte Einführung in das Verständnis des neuen Fundes. Der Herausgeber handelt da über die Zeit der Abfassung, über die Teilung in 1) kurze, einem extra für solchen Zweck zugerichteten Drucktexte eingeschobene Glossen, Erklärungen der einzelnen Worte, Begriffe und Sätze, Aufzeigung des Gedankengangs, Anführung biblischer Parallelstellen, und in die 2) zusammenhängende Auslegung der sogenannten Scholien, d. h. die dogmatisch-religiöse und praktisch-kirchliche Verarbeitung der Hauptgedanken des Römerbriefs, in loser Abhängigkeit dem Text folgend, und in sehr verschiedenem Maß die verschiedenen Kapitel ausschöpfend. Aber Ficker unterrichtet uns auch über die exegetischen Grundsätze und Vorbilder Luthers, sowie über die nicht exegetischen Quellen, die er benutzt hat, vollends über die Bedeutung des Kommentars als solchen, sprachliche und exegetische Zusammenhänge, seine Theologie, Persönliches und Zeitgeschichtliches, „Nötigungen und Folgerungen".

Für die Geschichte der Bibelauslegung ist heutzutage wenig weitreichende Anteilnahme zu verspüren. Hoffen wir, daß die Einfügung von Luthers großem Werk in diesen Rahmen der „Anfänge reformatorischer Bibelauslegung" den ihnen gebührenden Einfluß nicht schädigt. Mir gereicht Fickers ganzer Plan zu hoher Freude; was er für die weiteren Bände in Aussicht stellt, Luthers Kommentar über den Hebräerbrief (nach der römischen Abschrift), Johann Langs Auslegungen des Römerbriefs, die Vorlesung über den Titusbrief und Capitos Erklärung des Römerbriefs: da winken lauter edle Gaben. Auch wenn ich mir von all diesen Publikationen so gut wie keinen Gewinn für die Geschichte des Textes der lateinischen Bibel um 1500 verspreche, so wird mit Ficker jeder Sachverständige anerkennen, daß die Exegese dieser Zeit sehr der Forschung bedarf; und schon durch das Register der Quellen- und Nachschlagewerke S. CIII f. sowie durch das Verzeichnis der von Luther in diesem Kommentar behandelten Bibelstellen (S. 143—155) hat Ficker solche Forschung erleichtert; die zahlreichen Hinweise auf die Autoritäten, denen Luther bei seiner Textauffassung folgt, namentlich die jüngeren, Nicolaus von Lyra, Laurentius Valla, Faber Stapulensis, Erasmus, die den ganzen Apparat durchziehen, sind Belege für die ebenso gediegene wie mühsame Arbeit, die Ficker bereits geleistet hat.

Aber in erster Linie will das Buch doch gewürdigt sein als Beitrag zur Exegese Luthers, und nicht bloß dazu allein, zum Verständnis der Bedeutung Luthers als des akademischen Lehrers und Theologen, zum Verständnis seiner Abhängigkeit von den alten Größen und des Maßes von Selbständigkeit, die sich, oft ihm unbewußt, schon imponierend darstellt, zum Verständnis des Entwicklungsstadiums, in dem sich der Reformator in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Kampfes befand.

Die beiden Register S. 155 ff. und 159 f. über den Inhalt des Kommentars an Namen und Litterarischem (z. B. S. Anastasia, Aristoteles, Ovidius Amores, Veneti) und an Kirchlichem, Geschichtlichem (z. B. Juristae, Kollegiatkirchen, Reliquiae) werden jedem Reformationshistoriker willkommene Fingerzeige bieten, in einzelnen Fällen auf merkwürdige Urteile Luthers aufmerksam machen, die man so konservativ oder auch wieder so radikal sich im Jahre 1516 nicht gedacht hätte. Aber weitaus das Meiste von dem, was Luther hier niederschreibt, hat er anderswo auch noch gesagt: es werden nicht einmal viele wichtige Stellen des Römerbriefs sein, bei denen Luthers Auslegung uns bisher noch ganz verschlossen geblieben wäre, und die Einzelheiten gelegentlicher Kritik an kirchlichen Mißständen und an gelehrten Zeitgenossen, Zeugnisse seiner Belesenheit in profaner und theologischer Literatur haben ebenfalls zahlreiche Parallelen in längst veröffentlichten Schriften. Die Lutherwissenschaft wird dennoch diesen Schatz nicht unbenützt lassen, um ihre Analyse der Lutherschen Gedankenwelt zu verfeinern und zu vertiefen.

Aber daß wir uns den Segen dieses Kleinods nur nicht verderben, indem wir es bloß als Mittel für andere Zwecke mißbrauchen! Vor allem will es als Ganzes um seiner selbst willen genossen sein. Es ist doch ein einzigartiges Vergnügen, die Vorlesung, die dieser Gewaltige über das Bibelbuch, das doch wohl das wichtigste für ihn geblieben ist, gehalten hat, nur einmal in seinem Leben, nur in den stillen Jahren, ehe er den gleichen Kampf wie einst Paulus aufnahm, diese Vorlesung vor unsern Augen wachsen zu sehen, den scharfen Verstand und die kühne Rede des Wittenberger Doktors mit ihren treffenden Pointen zu bewundern, sein Herz, nein sein Gewissen schlagen zu hören, und zu beobachten, wie er während des Werkes oft von einem Kapitel zum andern wächst. Gewiß hat die Benutzung der ersten griechischen Ausgabe des Neuen Testaments von Erasmus samt dessen Annotationen, die frühestens im März 1516 Luther bekannt wurde, einen neuen Zug in seine Arbeit gebracht, ihm geholfen alte Fehler im Einzelverständnis zu verbessern und neue zu vermeiden. Aber der griechische Text hat nicht unsern Luther erzeugt, und nicht des Erasmus stilvolle Anmerkungen haben ihn frei gemacht. Die Entzündung des neuen Lebens in Luther an dem uralten Feuer des Paulusgeistes vollzieht sich schon, wo noch die mangelhafte lateinische Uebersetzung zwischen den Beiden steht; vollkommen war ja auch der griechische Text des Erasmus nicht, und wie Vieles hat Luther nach wie vor mißverstanden! Aber das Wesentliche am Römerbrief hatte vor Luther noch nie ein Ausleger, vielleicht noch niemals ein Leser so klar begriffen, die religiösen Intuitionen, insbesondere die Gedanken über Gerechtigkeit, Gesetz, Prädestination so lebendig nachgefühlt und sie so warm und ergreifend in der Sprache seiner Zeit verkündet. Wer beneidet die Studenten nicht, die damals in Wittenberg den Römerbrief auslegen hörten? Wir besitzen noch einige Nachschriften des aus Glossen und Scholien kombinierten Textes, den Luther diktiert hat, in der Weimarer Ausgabe soll auch das Diktat mitabgedruckt werden. Aber man braucht ja bloß die Länge der sich über $1^1/_2$ Jahre erstreckenden Vorlesung mit der Knappheit jenes Diktats einer-, mit dem Umfang des jetzt wiedergewonnenen Vorlesungsheftes von Luther andrerseits zu vergleichen, um einzusehen, daß jene Vorlesung vielmehr eine Erweiterung als einen dünnen Auszug aus Luthers Aufzeichnungen geboten haben muß.

Luther hat den Scholastiker noch nicht ganz abgestreift, auch den Mönch noch nicht, alles ist in Gährung; er kann noch eine Befreiung von der Last der Ehe (Röm. 7, 3) höher taxieren als die Freiheit zur Wiederverheiratung und daneben von dem

Weiblein erzählen, das vor Gottes Richterstuhl mit keinem andern guten Werk als ihrem Kinderreichtum aufwarten konnte und doch den freundlichsten Abschied erhielt; auch den „Prälaten“ und den Mystikern des Mittelalters gegenüber hat er eine einheitliche und klare Stellung nicht gewonnen. Aber er heuchelt auch kein Fertigsein; er berichtet immer wieder von eingewurzeltem Wahn, den er erst eben überwinde: kurz, der Kommentar ist trotz der gelehrten Form so durchaus persönlich gehalten, eine Art von Confessiones, eine Darstellung der Kämpfe und Stimmungen und Postulate, die in seinem Innern durch die Wucht der Paulusworte aufgewühlt worden sind. Das Wiederlebendigwerden eines großen Menschen in einem um 1500 Jahre jüngeren, das Niedersinken der tausendfachen Schranken, die die Beiden trennen, das beobachtet sich so einzigartig in diesem Römerbriefkommentar, weil ihn Luther nur für sich niederschrieb, weil kein anderer Zweck hier den des Festhaltens der großen Eroberungen stört.

Einem modernen Römerbriefkommentar sind Aufgaben gestellt, um die sich Luther noch gar nicht kümmert; dunkle Ausdrücke, Gedankensprünge und Fehler in der Beweisführung des Apostels sollte heut Jedermann besser erklären können als Luther in seinen Scholien. Und dennoch bleibt der einzige Eindruck: er redete gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.

Adolf Jülicher

Gedanken über den Theologenmangel

Von einem kirchlichen Laien

Die Abnahme des Studiums der Theologie wird auf Grund der Statistik der Universitäten allerseits festgestellt und in verschiedenem Sinne erörtert.

Im allgemeinen wird der Zug zu einer Fakultät durch die Aussichten bestimmt, welche das Studium für das spätere Fortkommen bietet. Wenn dieser Gesichtspunkt auch bei der Theologie durchschlagend wäre, so müßte die jetzt bevorstehende Regelung der Pfarrgehälter in Preußen für den größten Teil des protestantischen Deutschlands einen Umschwung herbeiführen. Durch das Zusammenwirken von Staat und Kirche wird hier eine wahrhaft befriedigende und, unter Voraussetzung des Staatskirchentums, vorbildliche Lösung der Besoldungsfrage durchgesetzt. Aber zum Glück sind bei der Wahl des theologischen Studiums andere Erwägungen wichtiger als die der künftigen Versorgung und die entscheidende Frage ist die, ob die idealen Motive für eine solche Entscheidung innerhalb des protestantischen Deutschlands schwächer geworden sind. Bei der Diskussion hierüber wird oft so gesprochen, als ob nur die Abnahme religiösen Glaubens und Lebens die Ursache eines verminderten Zugs zur Theologie sein könnte. Aber diese Erscheinung kann auch in der Natur und dem Betriebe des geistlichen Amts liegen, so daß bei unverändertem Bestande an Religiosität die Wertschätzung des berufsmäßigen Predigtamts und damit der Antrieb zur Wahl dieses Berufs vermindert wäre. Dieselbe Frage stellt die dem Rückgang des theologischen Studiums parallele Abnahme des regelmäßigen Kirchenbesuchs. Ohne Zweifel wirkt hier die Macht antichristlicher Ideen. In den Kreisen der Halbbildung ist es eine weitverbreitete Vorstellung, daß die christliche Weltanschauung der modernen Bildung widerspreche und von Niemand mehr verkündet werden würde, wenn nicht Tausende von Pfarrern dafür bezahlt wären. Aber die Zahl der Kirchenscheuen ist größer als die der überzeugten Freidenker. Jedenfalls ist der Kirchenbesuch nicht ein Thermometer, an dem man den Stand der Religiosität einfach ablesen könnte.

Es liegt in dem Rückgang des theologischen Studiums wie in der Abnahme des Kirchenbesuchs eine schweigende Kritik unserer Gottesdienste, die nun bald 400 Jahre im wesentlichen auf Predigen und Predigenhören hinauslaufen. Die Reformation mußte sich durch religiöse Belehrung legitimieren. Sie brauchte deshalb die Gemeindeversammlungen für diesen Unterricht. Die Orthodoxie und der Rationalismus haben diese Uebung übernommen und befestigt. Beide suchten ihre Position durch Ueberführung des Verstandes zu begründen und konnten deshalb des Unterrichtens nicht genug bekommen. Daher ist der Typus der Schulstunde den Gemeindeversammlungen im wesentlichen bis auf diesen Tag geblieben, und wem dies nicht paßt, der entfremdet sich der Kirche. Diejenige Predigt, welche als die machtvolle Ausstrahlung einer bedeutenden religiösen Persönlichkeit die Hörer bezwingt, setzt eine Gabe voraus, die man empfangen haben muß und deren Vorhandensein bei einem Abiturienten nicht vorauszusehen ist. Unterrichten kann man lernen, aber die Macht zündender, begeisternder Rede ist eine Geistesgabe, die durch Fleiß nicht zu gewinnen ist. Wo sie fehlt, kann der Prediger nichts tun als belehren, und diesen Unterricht verschmäht das erwachsene Geschlecht unserer Tage. Es gibt auch begründete Bedenken gegen seinen Wert. Denn, wie kann ein Unterricht, der für Gebildete und Ungebildete, für Greise und Kinder zugleich bestimmt ist, irgend einer Frage auf den Grund gehen? Und außerdem ist man das Unterrichtetwerden müde. Man fühlt überall, daß die letzten Probleme der Religion für das Denken unlösbar sind, daß es dabei auf eine Entscheidung der innersten Persönlichkeit ankommt. Daher fehlt den Predigern die Zuversicht zu der Wirkung ihrer Vorträge und das Publikum mißtraut ihnen, weil der Prediger durch seinen Beruf verpflichtet ist so zu reden, wie er es tut. Eine Ueberwindung des Zweifels, eine Ueberzeugung des Intellekts von der Haltbarkeit der christlichen Weltanschauung könnte nur im Wege der Diskussion herbeigeführt werden, nicht durch geduldiges Anhören von Darlegungen, bei denen der Widerspruch bestraft wird.

So also steht es: die Predigt, als prophetische Rede gedacht, ist eine Gabe, die bei den Berufsgeistlichen vorauszusetzen nicht der mindeste Grund vorliegt. Als religiöser Unterricht aber ist sie nicht mehr zeitgemäß. Deshalb haben die Sonntagsversammlungen der Gemeinde keine Zugkraft mehr und deshalb hat es für junge Leute, auch wenn sie persönlich fromm sind, nichts Begeisterndes, sich grade diesen Beruf zu wählen.

Dieselbe Kritik, welche die Gemeinde durch die Abnahme des Kirchenbesuchs ausspricht, drückt die Gemeinschaftsbewegung positiv aus. Der Zweck der Gemeindeversammlung, die wir nach der Mahnung des Hebräerbriefs nicht verlassen sollen, ist garnicht das Anhören von Reden, sondern die gegenseitige Hülfeleistung der Christen für die Erbauung des Einzelnen und der Gemeinde. Die schwache Flamme soll durch die Kraft der Gemeinschaft angefacht werden. Kraft soll ausgehen von der brüderlichen Gemeinschaft als solcher. Wie völlig dieser urchristliche Gedanke der organisierten Kirche verloren gegangen ist, das zeigt die absolute Hülflosigkeit der Gemeinde, wenn einmal der verordnete Prediger fehlt. In solchem Falle wird alles in Bewegung gesetzt, um irgend einen Kandidaten oder einen Studenten aufzutreiben, der die Kanzel besteigen kann. Niemand denkt daran, was doch das Nächstliegende wäre, sich durch Bibellesen, Gesang und Gebet selbst zu erbauen, wobei nach protestantischer Anschauung gar kein Hindernis bestände, daß auch ein Laie zu einer Bibelauslegung oder einer Ansprache das Wort ergriffe. Die Entstehung der Gemeinschaften ist eine Kritik unserer Gemeinden, welche selbst Gemeinschaften sein sollten. In ihrer rechtlichen Organisation und in ihren Liebeswerken haben sich die Gemeinden entwickelt. Aber in Bezug auf die gemeinsame Erbauung und Anbetung, welche doch die erste Ursache ihres Daseins ist, sind sie noch vollständig passiv, unfähig, sich selbst zu helfen. Zum Beten, Loben, Danken und Bekennen sollte eine Christengemeinde allezeit im Stande sein mit oder ohne theologische Hülfe.

In Folge dieser kultischen Unmündigkeit der Gemeinden ist, in vielen Gegenden wenigstens, der Bedarf an Predigern ein übermäßiger. Wo 100 bis 200 Protestanten ein Gotteshaus besitzen, verlangt man einen sonntäglichen Predigtgottesdienst. Die übergroße Zahl der Pfarrer erschwert ihre dem Bedürfnis entsprechende Besoldung. Wenn einmal Kirche und Staat getrennt werden, wenn die Kirche die Mittel zur Besoldung der Pfarrer durch freiwillige Gaben aufbringen muß, wird eine bedeutende Verminderung der Pfarrstellen notwendig werden, damit die Pfarrer nicht zu darben brauchen. Der Rückgang des Theologiestudiums ist eine Hinweisung darauf. Man

sollte aber auch jetzt schon danach streben, und zu dem Zwecke bei Quäkern und Gemeinschaften in die Schule gehen, daß die Gemeinden, wenn kein Pfarrer da ist, sich selbst zu einem Gottesdienste helfen können. Auch die liturgische Arbeit sollte dieses Ziel im Auge haben und die Geistlichen sollten ihre Gemeinden zur kultischen Mündigkeit erziehen.

Damit ist natürlich nicht gemeint, daß unsere Kirche auf die Berufung von wissenschaftlichen Theologen zu Predigern des Evangeliums verzichten sollte. Aber sie soll versuchen, mit weniger berufsmäßigen Predigern auszukommen, und soll danach streben, daß nicht der sonntägliche Gottesdienst durch die Anwesenheit eines Pfarrers bedingt sei. Sie soll nur solche Geistliche berufen, die als Prediger etwas leisten können und diesen nötigenfalls größere Bezirke geben, in denen sie als „predigend-reisende", wie es im Ostergesange des Faust heißt, ihres Amtes walten. Der durch die Jahrhunderte bewährte Segen des Pfarrhauses soll damit nicht verkannt und soll, soweit es die Umstände gestatten, erhalten werden. Aber mir scheint, daß der Geist der Zeit auch auf diesem Gebiete über das patriarchalische Prinzip hinausgewachsen ist und Gemeinschaftsleben fordert. Der Rückgang des Theologiestudiums ist eine Not, aus welcher die Kirche eine Tugend machen sollte.

Briefe aus Kleinasien von einem früh Vollendeten

Vorwort des Herausgebers. Am 2. September vorigen Jahres ist er gestorben. Am 16. Mai vorigen Jahres schrieb er an die Seinigen: „Heute ist nun mein Geburtstag. Ich werde 29 Jahre alt." Seinen Namen nenne ich noch nicht. Was er in Kleinasien wollte und sollte, werden die Leser bald aus den folgenden Bruchstücken merken. Einmal sind sie ihm in den Spalten der Christlichen Welt schon begegnet. Von seinem Leben, von seiner Person wird ein Schlußwort handeln, nachdem die Leser mit ihm vertraut geworden sind. Ich kann jetzt nur den Angehörigen des Entschlafenen danken, daß sie uns Mitteilungen aus dem Erbe dieser Briefe gestatten; weshalb ich ihnen das so sehr danke, das werden die Dokumente selber rechtfertigen, obwohl sie selbstverständlich nur eine Auswahl sein können aus dem viel reicheren Ganzen. R

1

Eski-Schehir, 29. Oktober 1907

Die Tage in Cospoli*) waren wie im Nu verronnen. Ein glänzendes Licht strahlt noch auf: das Stipendium ist mir belassen. Exc. Schöne gratuliert herzlichst. Und Ihr? Ihr freut Euch mit mir?! . . .

Freitag 25. Abend fuhren L. und ich aufs asiatische Ufer, nach Moda, um den Schwierigkeiten der Douane wenigstens der Zeit nach gewachsen zu sein. Früh 5 Uhr ging der Zug ab von Haidar-Pascha, und die Parole allen türkischen Wesens ist:

lawasch! lawasch!

(Langsam! Langsam!)

Die Fahrt über den Bosporus, da wo sich das Meer in die Weite breitet, war in der sinkenden Sonne traumhaft und wieder völlig neu. Das Gewühl und Geschrei der Hamals (Träger) war betäubend, ohne den Kawaß wäre ich nicht zu Schiff gekommen. Dann löste sich das Boot und wir fuhren langsam hinaus. Es war die kurze Fahrt einer halben Stunde, aber dieser Uebergang vom Okzident zum Orient bleibt mir doch unauslöschlich im Gedächtnis. Im Dunstschleier und im Glanze des rotgoldenen nebeligen Lichts leuchtete die herrliche Silhouette von Stambul mit all den Kuppeln der Moscheen und den schlanken schönen Minarets, massig und doch zierlich aufgebaut — das filigranartige Takelwerk der hundert Masten im Hafen — der Turm von Galata und das Amphitheater der regellosen Häusermasse von Pera — alles immer rascher zum Horizont entschwindend, im zarten Lichte schwimmend, in leuchtenden Farben, aus der Wirklichkeit übergehend in die gedämpfte Stimmung des fernen Bildes. Wir beide standen auf Deck und sahen stumm hinüber, hinunter in das schäumende, milchige Grün des Wassers und auf die verfließenden Schaumringe der schraubengepflügten Bahn, die sich weithin wie eine Schlange hinter dem Schiff herzog mitten durch die spiegelnd glatte See. Delphine sah ich hier zum ersten Mal. Wie Unterseebote tauchten sie auf aus dem Wasser und wahrhaftig wie in bewußter Ausgelassenheit schossen sie schaumspritzend tauchend in die Tiefe. Ein langer Flug weißflatternder Vögel strich vorüber: die Mohamedaner nennen sie „die Seelen der Verstorbenen." Ich denke, für sie ein Symbol der geängsteten Ruhelosigkeit und des schemenhaften Wesens: nur wenn die Sonne ihre weißen Leiber traf, war die Kette sichtbar; die flatternden Flügel senkten sich, ihre Farbe glich der See, — sie tauchten wieder auf und verschwanden wieder — in raschem Rhythmus zogen sie die Bahn.

Im entlegenen Gasthaus von Moda, in einer Totenstille, habe ich den letzten Abend einsam verlebt. Das Beste wird doch in den stillen Stunden erlebt. . . .

Nach unruhigem Schlaf rief der grauende Morgen rasch aus dieser Zeitlosigkeit in die schreiende Gegenwart. Wir fuhren — im Mondlicht noch — hinüber zum Bahnhof, nach Haidar-Pascha. Jetzt erst lernte ich kennen, was Zoll und was Bakschich ist. Man muß halt schmuggeln. Die Kerle sind töricht, verrückt, Narren und gefährlich wie scheerenbewaffnete kleine Kinder. Das „Buch" ist die Satansmöglichkeit. Dahinter sind sie her wie der Bauer hinter einem durchgehenden Rindsvieh. Und ich sollte meinen Packen Bücher durchbringen! Die kaltblütige Gelassenheit unsers Griechen bewunderte ich. Den feinsten Herrn im Gehrock drückte er unverschämt und ohne Scheu 10 oder 20 Piaster in die Hand, sodaß ich glaubte, die Leute würden ihn ohrfeigen. Aber geschweige denn daß: überall kalte selbstverständliche Mienen: „Das muß so sein." Es war amüsant und doch widerwärtig: System der Regierung. Die Beamten sind darauf angewiesen.

Die Hamals verstauten alles in D-Wagen, völlig modernes Koupé, bequem und behaglich, I. Klasse zu Zweien für uns allein. Das dreimalige Läutesignal ertönte: Tamam (fertig)! und wir fuhren zum Bahnhof hinaus.

Wir fuhren von 6 Uhr Morgens bis Abends 1/2 8. Essen mußte man mitnehmen. Wir fuhren in einer Einsamkeit, — selbst in der Pußta, in den unkultivierten Steppen Serbiens, Bulgariens hat man doch immer noch das Gefühl des Zusammenhangs mit menschlicher Arbeit und menschlicher Bildung. Ich habe nichts von meinen Empfindungen in die Natur hineingetragen: landschaftliche Bilder wundersamster Reize enthüllten sich. Wir fuhren lange Stunden hart am Rande des spiegelnden Meeres, des Golfs von Ismid, die „Prinzeninseln" lagen wie schwebend über dem silbernen Horizont, aber kein Schiff war zu sehen, vielleicht nur ein kleines Fischerboot oder reglos auf einem hohen Pfahl im Wasser sitzend ein Fischer, der die Netze beobachtete — die Stationen alle freundlich und sauber — dann zwischen hohen Bergen, Kalkwänden und einsamen Flächen hindurch, manchmal auch grüne Täler wie im Grunde der Sabinerberge — alle römischen Erinnerungen wurden wach —, aber immer blieb das Gefühl des Abgeschiedenseins. Unbewußt tut das Erinnerungsbild von der Landkarte das Seine: man fährt „herein" in das unbewohnte Land.

Der Zug geht langsam und bequem in Serpentinen hinauf zum Hochplateau. Wo wirklich menschliche Siedelungen berührt wurden, waren Menschen an der Strecke uns zu grüßen. Einer der vielen verhungerten Hunde lief bei einer langen Steigung wohl über eine halbe Stunde neben her, immer von neuem den zugeworfenen Brotstücken nachhetzend; ein schwarzer Tunnel nahm uns auf, den wagte er nicht zu passieren, so jagte er über den Berg hinüber und kam getreulich auf der anderen Seite wieder. . . .

Aber in raschem Uebergang ward der leuchtende Tag zur Nacht, und die heiße Sonnenwärme wich plötzlich der Kälte. Das Hochplateau war erklommen, der Zug fuhr rasch, eine ge-

*) Konstantinopel.

spensterhafte blaue Helligkeit am schwarzwolkigen Himmel, dann Finsternis. Wir hüllten uns in Decken und ich las. Wir waren auf ernste Dinge gekommen. Ich las L. vor aus Spittelers Imago: es war eine schöne Stunde und ich dachte aller Freunde.

Dann kam die stille Versonnenheit und das Müdesein nach langer Fahrt. Fast erschreckt fuhren wir aus unsern Träumen, als uns der Türke die Billets abforderte: Effendi, Eski-Schehir!

Nun endlich am Ziel überkam mich doch eine tiefe Erregung. . . .

Der Bahnhof ganz stattlich, in der Nähe die großen Maschinenhallen der Werkstätten, aber trotzdem die Kleinheit eines Bahnhofs in der Wetterau.

Eigentümlich der Empfang: etwa zwanzig Männer, alle im Fez in deutscher Tracht, mit schwieligen Händen, schwer von Worten, standen da: meine Leute, meine. Allen drücke ich die Hand und es ging etwas wie Bewegung durch die kleine Masse. Es ward nicht viel geredet.

Der Teskeré (Paß) ward visitiert, dann gings hinüber zu Madame Tadia. Auf der Postkarte, glatt und schön, ist das Hotel ein fast vornehmer Bau, in Wirklichkeit das kleine Hotel einer Kleinstadt, vielleicht Laubachs. Aber die Aufnahme und Versorgung ist so herzlich und persönlich, wie sie nur in solchen wohnlichen Häusern möglich ist.

Sonntag

Das Haus eines reichen Armeniers stand leer; dort hatte man einen saalartigen Raum gerüstet, einen Altar aufgebaut, mit Blumen geschmückt: man sah, die Freude und die Liebe war am Werk gewesen. Ein Klavier war aus dem Klub herübergebracht auf unsern Wunsch: was hätten wir ohne Gesang getan! Das Klubhaus der Werkstätten konnte uns um der übrigen Konfessionen willen nicht gegeben werden; so drängte sich alles im kleinen Raum: Griechen, Armenier, Juden, Katholiken, Frauen, Männer und kleine Kinder.

Wir begannen mit „Lobe den Herrn." L. sprach ein Gebet, Bitte und Dank, so recht von Herzen, dann seine Predigt: „Nun verlangt man nicht mehr von den Haushaltern, als daß sie treu erfunden werden." Eine Mahnung für die Gemeinde, Bitte und Ziel. Nach der Rede: „O heilger Geist, kehr bei uns ein!" Dann die feierliche Einführung ins Amt, die gehobenen Worte des hohen Stils (auch ästhetisch schön), Uebergabe der Urkunde des Kirchenrats in meine Hand, dann sprach ich. Ich sprach zum ersten Mal. Und als ich vor diese Menschen trat, wurde mir klar, daß meine Vorbereitung ein Aufsatz war, schön für Gebildete, aber nichts für diese. Ich behielt den Text und sprach völlig frei. Der Augenblick riß mich fort, das Bewußtsein der Sendung, die Schwere der Aufgabe und die Spannung der Leute trugen über alles Eingelernte hinüber. Und ich hoffe, das war gut.

Ich sprach über Matth. 28, 20: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Alles Persönliche ließ ich weg, verlangte nur Wahrheit. Und dann zu dem Jesuswort: daß wir es immer wieder spüren: wir haben etwas nötig. In den gleichgiltigen Stunden des Alltags, mehr noch in Sorge, Sünde und Schuld. Da setzt Jesus ein. Immer wieder von neuem überwältigt uns seine Person. Wir brauchen einen „Heiland". Er ist bei uns (was würde er zu uns sagen?), vor ihm schlagen wir die Augen nieder, an ihm holen wir uns Kraft und Trost und Vergebung, aus seiner reinen Menschlichkeit leuchtet etwas Göttliches, in unsre Vergänglichkeit die Ewigkeit. Sein tiefer Ernst und seine unendliche Güte. Er unser Führer auf dem Weg. Wir sind uns fremd, aber mit ihm wollen wir zusammen wandern. Er ist bei uns alle Tage. Alle Tage bis an unser Ende. Seine Hoheit bleibt bis ans Ende dieser Welt.

So etwa, vielleicht auch anders, ich weiß es nicht. — Dann Gebet, Vaterunser, Segen. „Nun danket alle Gott." — Ich gab allen die Hand, man spürte etwas von einer Gemeinschaft, und die Kinder sind zutraulich gewesen. Ich gab nicht mehr als ich hatte. Nur keine Phrase und tönendes Gerede.

Um 4 Uhr war konstituierende Versammlung. Sie dauerte bis $6\frac{1}{4}$ und war schwer. Ich hatte den Vorsitz. Die Konfessionsfrage macht unendliche Schwierigkeiten. Es steht ein Ingenieur an der Spitze der Werkstattsarbeiter, selbst Katholik, seine Frau und seine Kinder evangelisch. Natürlich wäre er der geborene stellvertretende Vorsitzende des Kirchenvorstandes (ich eo ipso Präsident), nun duldets seine Konfession nicht.

Die konfessionelle Frage, alle Bedenklichkeiten der vielen Mischehen werden überhaupt die Arbeit schwer machen. Eine ganze Zahl von Katholiken hält sich zu uns. Auch Juden, Armenier, Griechen sehnen sich in ihrer menschlichen Verlassenheit nach einer menschlichen Teilnahme und aus der Aeußerlichkeit eines toten, formalen Gottesdienstes nach einem lebendigen Wort von ewigen Dingen. „Ja, das versteht man doch" — so sagt man. Aber die Gegenwirkungen werden nicht ausbleiben. Es ist doch immerhin bezeichnend für die ganze Situation, daß schon am Dienstag das Geschwätz umherging und ernsthaft geglaubt und weiterkolportiert wurde: Jeder, der übertrete, erhalte von den Werkstätten 2 Pfund (etwa 37 Mk.)!

Bei meinen Hausbesuchen hatte ich Stunden wahrhaftiger Erquickung. Wie hat das erfrischt, den alten N inmitten seiner 7 erwachsenen prächtigen Söhne und seinen 3 Töchter zu sehen wie einen Patriarchen. „Alle in Aere aufgezogen, niemals Schulden, immer brav, kann Niemand etwas nachsagen, ordentliche Leid" — so schilderte meine gute Frau T. und das ist wirklich so. Das Vorbild einer Familie. Aus der Krim sind sie hergekommen nach manchen harten Schicksalen (— was haben überhaupt diese Leute hier schon erlebt! —), immer hielten sie sich zur Kirche, und die Mutter sagte: Wenn wir nicht endlich einen Pfarrer bekommen hätten, wären wir weggezogen von hier."

Vor der strengen Rechtlichkeit, der welterfahrenen Klugheit eines weitgereisten Mannes mit scharfem Blick, vor dem nationalen Selbstbewußtsein eines Deutschen, der seit vierzehn Jahren hier lebt und arbeitet, — vor dieser seltenen Verquickung seltener Charaktereigenschaften bekam ich Respekt im Hause X. Von dem Mann kann ich lernen. Er ist „nur" Handwerker, aber er würde manchen „Hochgestochenen" beschämen. Was er über die Zukunft unsrer Kolonie erzählt, klingt traurig. . . Der energische, feurige Mann mit weißen Haaren war in der Schilderung und seinen (wenn auch ungefüg stilisierten) Charakteristik von Menschen und Verhältnissen aller Bewunderung und Achtung wert. Das Herz auf dem rechten Fleck und einen Sinn für alles Echte. — An solche, Wenige, werde ich mich halten. . .

Also ein türkisches Haus ist mein eigen, nicht eins der modernen Miethäuser, die auch hier gleich wieder „die Landschaft verhunzen", sondern ein Bau alttürkischer Anlage, erwachsen aus den praktischen Bedürfnissen des moslemischen „Familienlebens" in der inneren Gestaltung, in der äußeren Form hervorgegangen aus den Forderungen, die Klima und Boden stellen. Es ist Eigentum eines türkischen Offiziers, der um politischer Umtriebe und seiner modern-liberalen Gesinnung willen nach Bagdad verbannt ist; ein Grieche ist Verwalter.*)

Jedermann sagt, daß körperliche Bewegung und Sport das einzige Rettungsmittel gegen die erschlaffende Wirkung des Klimas sei; man wolle sonst nichts als Schlaf und werde völlig widerstandslos, schlapp und unfähig zu konzentrierter Arbeit. Um $6\frac{1}{2}$ Abends liegen die meisten Leute hier schon zu Bett!! gehen ja allerdings auch Morgens um 6 zur Arbeit. Aber der eingeborene Türke legt sich mit Sonnenuntergang und schläft 12—13 Stunden, bis die Sonne am Himmel steht und alle Nebel vertreibt: diese sind Träger der Krankheit.

Eski-Schehir 4. November 1907

Dies ist meine Hoffnung und die Zuversicht auf einen Segen der Zukunft besteht darin: es gibt allerorten Seelen, die zu einem heldenmütigen Aufschwung bereit sind, wenn sie nur die rechte Führung finden. Noch vegetieren die Menschen stumpf und dumpf, gleichgiltig in ihrer Arbeit und nach dem Tage-

---

*) Skizzen und Zeichnungen folgen im Briefe.

werk in einem ärmlichen Zusammensein auf der Bierbank und bei den faden oder frivolen Späßen des Stammtischs. Die wenigen höheren Seelen ziehen sich von diesem Kasinomenschentum zurück; abgeschlossen für sich leben aber doch auch sie ohne Nahrung und werden im Stillesitzen starr. Ihre Isoliertheit entspringt guten Gründen: wer Schmutz angreift, besudelt sich. Aber schließlich ist doch auch diese Abgeschiedenheit der Besseren nichts als die Kampfesmattigkeit friedlicher Seelen.

Für einen halben Tag ist auch mir der Gedanke gekommen: diese „Andern“ treiben zu lassen, was sie mögen; mir selbst eine stille Wohnung zu richten und eine Gemeinschaft derer zu bilden, die Bedürfnis zur „Bildung“ haben. („Bildung“ von Wollen, Charakter und auch des Wissens.) Das hätte eine ecclesiola in ecclesia gegeben, eine Partei mehr in dieser kleinen Kolonie; als Motto schließlich darüber das Wort:

o beata solitudo
o sola beatitudo.

Vor dieser Engherzigkeit bin ich bewahrt worden. Im Gespräch wurde mir klar: wir müssen die Tore weit aufmachen und hereinlassen, wer nur kommen will. Ich werde in den schrecklichen „Klub“ gehen und mich zu diesen Bierphilistern setzen: sie müssen zu einer edleren Geselligkeit erzogen werden.

Alle sollen willkommen sein, Katholiken sollen Katholiken bleiben und doch sollen sie bei uns eine Stätte haben. Wenn sie nur etwas finden für sich und ihre Seelen. Verschüttete Brunnen sollen aufgedeckt werden und aus der Tiefe wieder die Quellen des Lebens rauschen. Wenn so mancher diese alten vergessenen Klänge wieder zu verstehen lernte — was wäre erquickender für mich! Wir wollen die Menschen doch nicht zu Kirchengliedern erziehen, sondern die Religion wachrufen, das Gute, Edle entdecken — alles Uebrige kommt ganz von selbst.

In der Heimat mag Anderes nötig sein — hier ist die Arbeit sonst unmöglich. Die kleine Kolonie würde sich selbst zerfleischen, wenn der konfessionelle Hader geschürt würde. Seitdem ich dies erkannt habe, ist mir freier zu Mute. Mit dem Allereinfachsten muß begonnen werden; die Menschen sind jeglichen Denkens entwöhnt und haben vegetiert, aber nicht gelebt. Diese Arbeit ist furchtbar, furchtbar schwer. Der innerliche Abstand ist zu groß und manchmal ist mir, als schwebte ich mit meinen Worten haltlos in der Luft. Ich verstehe die Leute nicht und sie wissen nicht, was ich sage. Ich muß immer tiefer herabsteigen.

Aber ich merke, diese Uebersetzung der großen Wahrheiten in schlichteste Worte ist eine Kunst und eine vortreffliche Schule. Nichts Edleres als die Einfachheit!

Meine Hoffnung sind die Kinder. Da sind prächtige Jungens und Mädchen. Neulich holten sie mich alle zu einem Spaziergang ab. Unterwegs hatten wir einen Ansturm anatolischer Schäferhunde zu bestehen, der ernstlich gefährlich war, da Niemand eine Waffe hatte. Die kleine Maria N war ganz famos, furchtlos trug sie Steine zusammen, um sie uns zu geben. Die Kinder sind doch ganz anders selbständig als bei uns.

Und durch die Kleinen hoffe ich zu den Großen zu kommen: „Es gibt überall Seelen, die zu einem heldenmütigen Aufschwung bereit sind, wenn sie nur die rechte Führung finden.“

Eine Besprechung mit Ingenieur B. drehte sich hauptsächlich um Zirkulation einer Beitragsliste. Wir müssen einen Fonds zur Ausstattung des Saales haben, Armenkasse usw., — die Leute sind erbärmlich bezahlt. . .

Noch können wir unsre Toten nicht würdig begraben. Sie werden auf dem Felde eingescharrt; eine notdürftige, niedrige Mauer umgrenzt den Raum. Es sieht roh und trostlos aus.

Das Deutschtum nimmt sichtlich ab. Die Zahl der Beamten wird immer kleiner. Wir verlieren in diesen Tagen wiederum zwei. Es sind hier 6 evangelische Familien, 5 Mischehen, 2 Witwen, 1 Junggeselle: etwa 56 Personen, die Kinder eingeschlossen.

Ernst von Wildenbruch

Ein Dichter starb, und man trauert um einen Menschen. Er hat oft zu uns gesprochen und uns begeistert, als wir Jünglinge waren; dann gingen wir an ihm vorbei, und nun schmerzt uns der Verlust tiefer, als wir es gewohnt sind, wenn der Tod die führenden Dichter unserer Zeit heimsucht. Das bewirkt die Macht des Ethos, die in Wildenbruch lebte.

Kunst ist ein Können, und es gab und gibt größere Könner, als dieser war. Er war kein Führer einer neuen Kunst, die in die Wirklichkeit des Lebens mit den geschärften Augen eines naturwissenschaftlich gewordenen Jahrhunderts hineinsah, einer Kunst, die den feinen Regungen der Menschenseele mit ergründendem Verständnis nachging, einer Kunst der verfeinerten Nerven, die unerhörte Sensationen erlebte und gestaltete, — kein Vertreter des neuen Naturalismus, der neuen Psychologie, der neuen Reizsamkeit — alles dieses nicht. Sondern vor allem eine kraftvolle, begeisterte, ethische Natur mit dem heißen Bedürfnis, das, was ihn bewegt und was das Menschengeschlecht und insbesondere das seines Volkes von Jahrhundert zu Jahrhundert bewegt hat, in großen Bildern leuchtender Farbenkraft zu gestalten.

Er besaß dazu den starken dramatischen Instinkt, die Leidenschaften im Kampfe gegen einander wühlen zu lassen; die Gestaltungskraft, Seelenbewegungen in anschaulichen Symbolen sichtbar zu machen, und den beredten Mund, leidenschaftlich Empfundenes mit starken Akzenten weithin tönend auszusprechen.

So ist er einer unserer wirksamsten Bühnendichter geworden und seit dem großen Erfolge der Quitzows — wenn auch nicht mit allen Stücken — geblieben. Aus dem Bühnenspielplan 1907/08 ergibt sich, daß Wildenbruch mit 938 Aufführungen an fünfter Stelle (nach Schiller, Sudermann, Blumenthal und Shakespeare) sich einreiht, während z. B. Hauptmann nur 476 Aufführungen aufweist. Erfolg der „Rabensteinerin“.

Das lächerlich gewordene Pathos der Jambentragödie hat er überwunden durch einen persönlichen Stil, mit dem er den alten Blankvers neu belebte, oder indem er ihn durch freie Reimpaare ersetzte, die er die deutschen nannte.

Sein Ziel und Wunsch war keine Aesthetenkunst, kein l'art pour l'art, sondern eine lebendig zum Volke sprechende vaterländische Kunst, wie er es einmal — nach Vollendung der Quitzows — schrieb: „Wenn Gott mir Kraft verleiht, gedenke ich an dieses Hohenzollernstück noch eine Reihe anderer zu fügen, in denen ich das mächtige Geschlecht zum Mittelpunkt setze. Es sollen keine Werke für die »Literatur«, sondern für das lebendige Volk werden.“

Ein Künder nationaler Ideale unter seinem Volke zu sein, war seine Sehnsucht, und das Geschick hat ihm diese wenigstens nicht ungestillt gelassen und in gewissem Maße erfüllt. Weithin sichtbar schritten auf der Bühne seine Verkörperungen großer geschichtlicher Ideen, weithin hörbar erscholl sein begeistertes Wort, wie er es etwa seinem Kurfürsten Johann Georg in den Mund legt:

Du mein Erdenanteil und Recht,
Hohenzollern, du mein Geschlecht,
Dir meine Seele vermach ich hier!
Dir mein Denken, Sehnen und Lieben,
Diese heilige Herzensnot,
Die mich heut in den Tod
Für die heilige Sache getrieben!
Hier das Erbteil, das ich dir lasse,
Das ich mit glaubender Seele umfasse:
Deutschland! Deutschland! Deutschland!

Den Anfang des Dramatikers hat noch Gottfried Keller begrüßt, indem er von seinen Dramen schrieb: „Sie machen den Eindruck, als ob ein seliger Mitbürger Heinrichs von Kleist auferstanden wäre und mit gesundem Herzen fortdichtete.“

Freilich wenn Keller auf eine Fortentwicklung des Könnens Wildenbruchs hoffte, so hat die Folge diese Hoffnung nicht vollständig erfüllt, und sich an die Seite Kleists zu stellen, ist dem Dichter nicht gegönnt worden.

Ich rede nicht von Einzelmängeln der Motivierung oder Vergewaltigungen der Geschichte. Sei es drum. Er hat das Recht, sich die Geschichte zurechtzurücken, und er komponierte immer für Trompeten-Orchester; wer Geigen singen hören will,

wird ihn zu laut finden. Aber gar zu hastig war der Griff seines dramatischen Instinktes, zu leidenschaftlich temperamentvoll sein Ethos, um das Kunstwerk liebevoll in der Seele zu reifen, zu unsicher die künstlerische Kritik am eigenen Werk, zu gewaltig sein Pathos, das nach Offenbarung drängte und die Stimme seiner Helden übertönt, zu lebhaft die Freude an starken Kontrasten und grellen Wirkungen. „Er war — in seinen besten Augenblicken — genial wie ein Knabe, nie wie ein Mann," sagte neulich überscharf pointierend Julius Bab in einer Besprechung. Auch seine Prosa trägt die Züge dieser Dramatik. Vielleicht sein Bestes hat der kinderlose Dichter in seinen ergreifenden Erzählungen aus der Knabenzeit gegeben.

Nun aber — trotz Allem — erleben wir es wieder in einer fast einhelligen Klage um seinen Tod, daß die Poesie, die Kunst des Wortes, ein besonders starkes Verhältnis zur Kultur eines Volkes und zu seinem ethischen Bewußtsein gewinnen kann. Wohl läßt sich die Poesie loslösen von der allgemeinen Kultur des sittlichen Lebens. Die österreichischen Dichter, wie Hofmannsthal und Rilke, belegen es mit einzelnen Dichtungen einer wunderschönen Formenkunst. Aber doch, ob sie es Wort haben oder nicht, eine bestimmte Art des Weltverständnisses, eines raffinierten, aristokratischen, bricht doch bei ihnen in ihrer Gesamterscheinung durch. Fast plebejisch erscheint dagegen Wildenbruchs Kunst, und doch fällt einem dabei das Wort eines ethischen Künstlers ein:

Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod.

Man spürte den heißen Atemzug eines begeisterten Glaubens in Wildenbruch. Wenn sein größerer dichterischer Zeitgenosse, Gerhart Hauptmann, mit angstvoll suchenden Augen in eine dunkle Welt sieht und zwischen den Rädern des Schicksals, das seine Menschen zermalmt, kein vernünftiger Sinn aufblitzt, so verkündet Wildenbruch mit Zorn und Leidenschaft seine Ideale. Der Enkel des Hohenzollernprinzen Louis Ferdinand, der Gatte der Enkelin des Freischützkomponisten, der Freund Hermann Grimms und Diltheys war ein ehrfürchtiger Hüter deutscher Kulturideale und erhob seine freimütige Stimme, wo er sie gefährdet glaubte. Unvergessen ist die mannhafte Mahnung, mit der er den Großherzog von Weimar aufforderte, das Erbe der Weimarischen Tradition zu hüten. Eine seiner letzten Aeußerungen war die Ablehnung der Mitarbeit an einer österreichischen Zeitung, die er voll Zorn über die Brutalitäten des tschechischen Pöbels gab; und zum Neujahr 1909 richtete er ein künstlerisch schwaches, persönlich feurig starkes Gedicht an das deutsche Volk mit der Mahnung, sich zu ermannen. In einer Zeit des Byzantinismus und des Weltbürgertums hat er seine Stimme erhoben als freier, stolzer, wahrhaftiger Mann für alte, aber darum nicht veraltete Ideale.

Sein Enthusiasmus war nicht matt geworden, und trotz schweren Siechtums, eines Herzleidens und zunehmender Taubheit, konnte er sich noch an dem starken Erfolge seines Ritterstückes „Die Rabensteinerin" erfreuen.

In Weimar, dem seine Liebe gehörte, hat er auf dem hochgelegenen alten Friedhof, wie er es wünschte, die letzte Ruhestätte gefunden. Eines mehr der Gräber in Weimar, denen man mit Ehrfurcht und Liebe naht.

Gerhard Heine

Nochmals die Kirche in Rußland

Im vorigen Jahrgang Nr. 27—30 ist den Lesern ein Bild vom russischen Kirchen- und Christentum dargeboten worden. Es war von feiner, kundiger Hand gezeichnet. So siehts, aus der Ferne gesehen, aus. In unmittelbarer Nähe erscheint Manches in anderm Licht.

Die russische Kirche ist ein Geschenk der Griechen. Eine griechische Prinzessin brachte sie als Heiratsgut mit. Das gutmütige Volk ließ es ruhig geschehen. Warum schließlich auch nicht? Die alten Götzen wurden zwar in den Dnjepr geworfen. Aber an ihre Stelle traten die neuen Heiligen. Das alte, einfache Heidentum erhielt ein neues, prächtiges Gewand, einen ganzen Priesterstab und den Namen christlicher „Rechtgläubigkeit" dazu. Damit war die „Christianisierung" vollendet. Und die Folgen? Sind ungeheuer.

Das junge russische Volk hatte gerade erst den schönsten Anlauf genommen zu einem gewaltigen Aufschwung in Handel und Wandel, nach innen und außen. Da kam die Kirche mit ihrem finstern Mönchtum und zerschlug alle neuen Lebensideale: die ganze „Welt" ist des Teufels; „Rettung" gibts nur hinter Klostermauern. Erst machte das lebensfreudige Volk ein schlaues Gesicht dazu und dachte sich das Beste. Schließlich wollte es doch auch nicht „ewig brennen". Und nie verlegen, wie ein Handelsvolk es ist, fand es auch Mittel und Wege, sich loszukaufen: mit Gebärden und Almosen. Die Kirche kam dem verständnisvoll entgegen. Und in der Folge wurde eine Scheinheiligkeit, Heuchelei und Falschheit gezüchtet, die sprichwörtlich werden sollte. Als dann aber Tatarenherrschaft und Teilfürstenwirtschaft das ganze Land verwüstet und das Dasein zur Hölle gemacht hatte und nur die Kirche allein verschont geblieben war und somit also doch Recht behalten sollte, — da öffnete sich auch schon die Volkseele dem Einfluß der Mönchskirche. Von ihrem eisigen Hauch stockten auch die letzten Säfte eigner, selbständiger Tatkraft des Volks.

Ein gutes Stück war eigentlich die slawische Kirchensprache. Aber zu einem tüchtigen Geistlichen gehörte weder Kenntnis, noch Verständnis des Christentums. Die einfache Kunst des Lesens genügte vollkommen. Dazu bedurfte es keiner Schule und Bildung, wie bei einer Fremdsprache. Das Notwendigste vererbte sich samt Amt und Würden vom Vater auf den Sohn. Und vererbte sichs mal nicht, gings auch so. Je weiter, desto schauerlicher wurde die Beschränktheit und Unwissenheit der Geistlichkeit. Der Ruf vereinzelter Kirchenfürsten nach Schulen und Bildung war bloß eine „Stimme in der Wüste". Schließlich wurde noch die größte Not zur höchsten Tugend: man war eben doch „rechtgläubig". Somit wurde Unwissenheit zur „Rechtgläubigkeit", und „Rechtgläubigkeit" zur Unwissenheit. Was aber größer war: Unwissenheit oder Hochmut, ist schwer zu entscheiden. So durfte es bloß ewig bleiben. Nicht allein in der „rechtgläubigen" Kirche, — im ganzen „heiligen Rußland" überhaupt. Dieses vor aller und jeder „Ketzerei" zu schützen, war fernerhin die vornehmste und einzige Sorge der Kirche. Mit den Ketzern im eignen Lande wurde sie leicht fertig. Wie z. B. mit den „Judaisierenden". „Und wenn es zu keinen Inquisitionstribunalen kam, so lag der Grund hiervon nicht im Mangel an Ketzerrichtern, sondern an Ketzern." (Brückner, Geschichte der russischen Literatur.) Eine viel größere Gefahr drohte vom Westen her. Aber dafür hatte die Kirche wieder eine scharfe Waffe schon von den Griechen geerbt: den ganzen grenzenlosen Haß gegen alles Lateinische. Diesen Haß gegen die „Heiden" einem grenzenlos unwissenden Volk einzuimpfen, war ein Leichtes. Damit waren dann auch jene Mauern zwischen Ost- und Westeuropa aufgerichtet, die das russische Volk auf lange ausschließen sollten aus der europäischen Völkerfamilie.

Endlich gelang es der letzten griechischen Prinzessin eine Bresche in diese Mauern zu legen. Mit ihr kamen die ersten Bahnbrecher der Kultur ins Land. Umsomehr steigerte nur die Kirche ihre Wachsamkeit und Abgeschlossenheit. Bis sie schließlich an dem Punkt angelangt war, wo einem alle Sinne schwinden. In ihren heiligen Büchern war nämlich die heilloseste Verwirrung und Verwilderung eingerissen. Der Buchstabe, an dem allein alle Seligkeit hängt, wankte. Da rief man nach Hilfe. Die konnte aber nur von außen kommen, war also wenigstens verdächtig. Wurden dann tatsächlich Verbesserungen vorgenommen, war die „Ketzerei" fertig. Und die gerechte Strafe blieb natürlich auch nicht aus. So drehte man sich in diesem Zauberkreis rund hundert Jahre. Bis der selbstherrliche Patriarch Nikon dem grausamen Spiel ein Ende machte, und damit den Anfang zu einem neuen, noch viel grausameren. Die alten Bücher wurden eingezogen und verbrannt, und die neuen „verbesserten" in den Gebrauch eingeführt. Allein die Rücksichtslosigkeit und

Härte, mit der man dabei vorging, rief die offene Empörung aller Strenggläubigen hervor. Die setzten sich in verzweifelte Gegenwehr gegen die verfluchteste aller „Ketzereien", die nicht Jsus, sondern Jisus gelesen; nicht Ospodi, sondern O hospodi gesungen; das Alleluja nicht zwei, sondern dreimal wiederholt; das Kreuz nicht mit zwei, sondern mit drei Fingern geschlagen haben wollte, und dergleichen mehr. Dafür durften wieder tausende und abertausende von „Altgläubigen" den grausamsten Märtyrertod erdulden. Obschon es dem russischen Staat nichts abtut, wenn ihm auch noch diese Sünden der Kirche in die Schuhe geschoben werden, ist es trotzdem ungerecht. Der Staat war es seiner treuen Dienerin schuldig, daß er ihr auch seinen starken Schutz zuteil werden ließ. Und weigerte er sich, so hatte die Kirche immer ein ganz unfehlbares Mittel: die politische Verdächtigung ihrer Feinde. Das ganze Unheil aller Ketzerverfolgungen hat die Kirche allein über das russische Volk gebracht.

Schließlich ist das ganze Sektenwesen selber nur ein Armutszeugnis der russischen Kirche. So weit hat sie allen „Geist" gebannt und verbannt, daß er entweder ganz versteinert ist, oder sich die wunderlichsten Wege suchen muß! Also bloß ein Beweis für die Lebenskraft der Religion. Der „Raskol" insbesondere ist weder eigentlich priesterfeindlich, noch auch biblisch. Sondern immer noch, was er auch ursprünglich war: eine „die Staatskirche an Konservatismus übertrumpfende" Richtung. Dieselben „biblischen Lesungen" hat auch die Staatskirche. Da wie dort sind sie etwas Formelles, das mal, wie alles Andre, zum Gottesdienst gehört. Nicht dem „Priester" überhaupt ist der „Raskol" feind, sondern nur dem „staatlichen", also „ketzerischen" Priester. Nur ist man unter sich wieder darüber uneinig: ob es überhaupt noch echte, wahrhaft „rechtgläubige" Priester geben könne. Die „Popischen" wollen noch diese echten Priester haben, deren Weihe von jenen wahrhaft „rechtgläubigen" Führern der ganzen Bewegung herrührt. Die „Popenlosen" bezweifeln die Echtheit dieser Priesterweihe. Nur aus Not sind sie „popenlos" geworden. Etwas ganz andres dagegen ist der „Stundismus". Der ist aber auch protestantischer Art und Herkunft. Hier ist Geist und Leben. Darum galt er auch von jeher als der gefährlichste Feind der „Rechtgläubigkeit". Und ist auch neuerdings wieder als solcher bezeichnet und zu seiner Bekämpfung mit Gewaltmaßregeln aufgefordert worden. Kein Wunder: der Geist ist der Tod alles Geistlosen.

Gewiß hat sich die russische Kirche auch vielfach verdient gemacht um das gesamte Volk. Ob immer so uneigennützig, ist einmal gleich. So kannte die Kirche zu allen Zeiten nur ein einiges, ungeteiltes, ungetrenntes Rußland. Die „Sammlung aller russischen Lande" ist ihr eigenster Gedanke. Ohne ihre kräftige Unterstützung wäre diese „Sammlung" nicht so einfach gewesen. Und als, nach dem Ableben des letzten Rjuriksprößlings, das ganze Zarenreich zusammenzustürzen drohte, war die Kirche seine letzte und stärkste Stütze. Dabei fehlt ihr aber, in direktem Gegensatz zur römisch-katholischen Kirche, jegliches eigne, selbständige Machtbewußtsein. Einzig und allein der Staatsgewalt ihre Entstehung und Größe verdankend, fühlt sich die Kirche dem Staat zu Dank und Dienst verpflichtet. Dazu kommt dann noch der von Haus aus angestammte Byzantinismus. Das hat die Kirche von vornherein in die Stellung einer Dienstmagd des Staats gebracht. Und nur als solche hatte und hat sie auch heute noch ein „Bewußtsein ihrer Macht". Als Patriarch Nikon, ein geborner „Selbstherrscher", das vergessen wollte, wars mit seiner Herrschaft aus. Mit Hilfe der vom Zar bezahlten orientalischen Patriarchen wurde er entwaffnet und vernichtet. Und als bald darauf die Kirche schon in allem Ernst aus ihrer Rolle herauszufallen drohte, machte Peter der Große der ganzen Patriarchenherrlichkeit ein Ende und setzte sich dafür den „heiligen Synod" ein: das denkbar gefügigste Werkzeug. Griechischer Byzantinismus, aufs innigste vereint mit dem, was der Jesuitenschüler, Theophon Prokopowitsch, im „Luthertum" alles an Servilismus entdecken konnte, — das ist der „heilige Synod". Seitdem ist der Zar „alles in allem". Bloß daß er nicht von allen seinen Rechten Gebrauch macht. Freilich. Gleich nach seiner Thronbesteigung befahl Peter III. einem einflußreichen Mitglied des Synods, die Kirche von allem Unrat, d. h. den Heiligenbildern, zu reinigen und den Priestern das Scheren des Barts und Tragen kurzer Kleider vorzuschreiben. Zur Ausführung dieses Befehls kams jedoch nicht. Weil man nämlich glaubte: der schwachsinnige Zar habe alles längst wieder vergessen. Und bald darauf wurde er von Katharina II. gestürzt. Es hätte bloß Peter I. oder Alexander III. sein sollen: und die Kirche war reformiert. Wenigstens so weit es in der Macht des Synods gestanden hätte. Höchstens hätte es noch einmal einen „Raskol" gegeben.

Was sich aber auch die russische Kirche sonst für Verdienste erworben haben mag, sie hat alles wieder reichlich wett gemacht durch ihr ganz einziges Geschenk an das russische Volk, nämlich das „Selbstherrschertum von Gottes Gnaden". Den Normannenfürsten war dieses „Selbstherrschertum" etwas ganz Fremdes. Nicht weniger aber auch dem russischen Volk selber. Brückner hält den Russen sogar für einen „gebornen Anarchisten". Aber ganz so schlimm ist das nicht. Das „Selbstherrschertum" hatten sich die Moskauer Großfürsten bei ihren Herren, den Tataren, abgesehen. Daß es aber „von Gottes Gnaden" war, wußten sie nicht. Darüber mußte sie erst die Kirche aufklären. Die Fürsten glaubtens ganz gern. Und das Volk mußte es glauben. Alle kirchliche Erziehung ging von Anfang an darauf hinaus, aus einem freien Volk ein Knechtsvolk zu machen. Jeder Gottesdienst schließt mit endlosen Gebeten für den „irdischen König" und seine Herrschaft und einem brausenden „viele Jahre" auf ihn. Das ist der Höhepunkt des ganzen Gottesdienstes und zugleich das Einzige, was der einfache Russe von dem ganzen Kirchen- und Christentum versteht. Jedenfalls ist das nicht schlecht verstanden. „Selbstherrschertum" und „Rechtgläubigkeit" gehören zusammen. Diese steht und fällt mit jenem. Darum macht die Kirche auch die größten Anstrengungen, das „Selbstherrschertum" zu retten und zu schützen. „Der Dorfgeistlichkeit ist der Beitritt zur konstitutionell-demokratischen Partei verboten. Die Parteigänger der Reaktion werden zu energischerem Auftreten ermuntert. Sogar Mönche auf die politischen Tribünen geschickt. Einige Bischöfe sind selbst zu den „russischen Leuten" übergegangen."*) Daher auch die „Hälfte der kleinbürgerlichen Vertreter bei den Dumawahlen — Popen." Man sieht: die russische Kirche „schweigt" nicht. Sie tut ihre Arbeit im Stillen. Das ist immer die Art aller Polizei, weltlicher und geistlicher.

Das ist die russische Kirche, vertreten durch ihren herrschenden Klerus. Den hält sich der Staat darum auch recht warm. So hat der Moskauer Metropolit 175000, der Kiewer 182000, der Petersburger 560000 (20000 vom Staat und 540000 vom Alexander-Newski-Kloster) und der Erzbischof von Nowgorod 664000 Mark jährlich (12000 vom Staat, 4000 von seinem Palais und 648000 vom Nowgorodschen Kloster).**) Ganz „auskömmliche" Gehälter. Allerdings hat der Ssaratower Bischof nur 50000—60000 Mark. Dafür macht er aber auch „Schulden". Die niedere Geistlichkeit wird ganz durch die höhere beherrscht. Und damit sie nicht übermütig werde, wird sie recht kurz gehalten. Vom Staat, dem allein sie doch dient, erhält sie gar nichts. Vielmehr ist sie dazu verurteilt, ihr Dasein durch schändlichen Bettel und noch schändlichere Erpressung fristen zu müssen. In den Händen seiner Vorgesetzten ein stummes, willenloses Werkzeug, in den Augen seiner Bauern ein Erpresser und Volksbedrücker, ganz untergegangen in Not, leiblicher und geistiger, in Jammer und Elend, — und da sollte so ein russischer Dorfgeistlicher nicht „Pope" sein und nicht „trinken"? Alle Leidenden gehören zusammen. Darum gehört auch die niedere russische Geistlichkeit, trotz allem, zum russischen Volk. Dieses wird nie loskommen können von jener. Auch in zukünftigen besseren Zeiten wird sich das russische Volk seiner tief unglücklichen Geistlichkeit erinnern und ihr seine rettende Hand reichen. Nicht die „Lebenskraft der russischen Kirche", sondern allein die grenzenlosen Leiden ihrer unterdrückten Geistlichkeit werden sie selber hinüberretten in jene neuen Zeiten. Das freie russische Volk wird dann auch seine Geistlichkeit befreien. Und die befreite Geistlichkeit wird auch schon die Kirche befreien und erneuen.

Noch gibts nur ein russisches „Christentum", aber noch kein

*) Zerkownyi Westnik Nr. 5 von 1907.
**) Deutsche Volkszeitung Nr. 85 von 1908.

„russisches" Christentum. Wenn das kommen wird . . . Wie es aussehn wird, zeigt uns Tolstois Christentum. Durch die große Leidensschule befähigt, wird das große russische Volk der Menschheit den Weg weisen zur höchsten Stufe ihrer Machtfülle, indem es die Menschheit auch noch das Wort vom Backenstreich verstehen und erfüllen lehren wird. Dann wird nicht nur „nach den Sternen gegriffen" werden. Nein, diese Sterne werden auch noch heruntergeholt werden vom Himmel. Dessen können wir sicher sein. Gott selber wird sie seinen Menschen schenken.

Was werden dann wir Deutschen mit unsrer großartigen, unübertroffenen „Realpolitik" wohl machen? Ruhig mit zusehen und bedächtig das Haupt schütteln!

Karl Fritzler

Friedhofskunst

Das protestantische Volk liebt seine Friedhöfe, sie sind ihm wirklich was der Name besagt, Stätten des Friedens, auf die er sich in allerlei Kummer hinflüchtet, Inseln der Ruhe und der inneren Einkehr und Beschaulichkeit mitten im brausenden Leben. Sie ersetzen ihm zum Teil die offene Kirche, die zu jeder Stunde bereit ist jeden in der Dämmerung des Gott geweihten Raums zu empfangen und mit der Stimme des Heiligtums zu ihm zu reden. Diese Stätte, die dem Menschen im Lärm der Großstadt so bitter notwendig wäre und deren Wohltat er sich an den Schwellen der katholischen Kirchen als Gast erbetteln muß, ist dem Protestanten ja noch immer versagt; hier muß für ihn der Friedhof, wenigstens bei gutem Wetter, eintreten.

Dabei ist Eines merkwürdig.

In einer Zeit, in der der Strom der Religion sachte rinnt und hier und da gänzlich zu versanden droht, nimmt man jede Gelegenheit wahr, um dem Menschen das nahe zu bringen, was es schließlich zu seinem Leben doch braucht. Man zieht die Kunst heran, daß sie von den Altären zu uns spreche, die Musik füllt einen breiten Platz bei den Gottesdiensten, man bringt uns gute religiöse Bilder ins Haus: nur ein Stiefkind hat unsere christliche Kirche, das sind die Friedhöfe. Auf ihnen macht sich eine Geistesarmut hier und ein Protzentum dort bemerkbar, die abstoßen. Wenn nicht die Natur in ihrer unerschöpflichen Güte und nicht umzubringenden Schönheit das häßliche Werk der Menschen durch ernste Cypressen, verschleiernden Epheu, heitere Blumenpracht verdeckte und ergänzte, wir würden uns unserer Geistesarmut mehr schämen als bisher.*)

Gerade im letzten Jahre hatte ich Gelegenheit, zwei Friedhöfe zu sehen, die mir einen starken Eindruck in verschiedener Hinsicht machten. Der eine ist in Beatenberg. Herrlich gelegen wie kaum ein zweiter, gegenüber die ewigen Schneeriesen des Berner Oberlandes, unten in der Tiefe der dunkelblaue Spiegel des Thuner Sees, hinter dem Besucher flutet das Getriebe des Kurorts, vor ihm liegt in ewiger Ruhe eine unvergleichliche erhabene Natur. Und der Kirchhof selber? In mathematischer Reihe liegen die Gräber und auf jedem erhebt sich eine abgebrochene Säule, sodaß man meinen könnte, in eine Ruinenstadt hineingeraten zu sein. Damit aber auch ja Reichtum sich von Armut unterscheide ist das Material der Säulen verschieden, vom billigen Sandstein, dem polierten Granit bis zum weißen oder schwarzen Marmor. Aber immer derselbe Gedanke, ein gebrochenes zerstörtes Leben. Kein Hinweis auf Ewiges, über das der Tod keine Macht hat, nur das alte heidnische Symbol der Vernichtung.

Der andere ist in Luzern bei der Schloßkirche. Es ist ein katholischer Kirchhof und hat nur beschränkten Raum, aber man kann Stunden lang durch die gedeckte Halle gehn, in der Grab an Grab liegt. Die Wände sind mit Gemälden bedeckt von verschiedenem Wert, aber jedes spricht zu uns, auch das unbehilfliche, kindliche. Sie reden von dem, der da ruht, was er hoffte, was er glaubte, was er tat, oder sie zeugen von dem christlichen Glauben überhaupt, oder von dem Triumph des Lebens über den Tod. Dazwischen finden wir Skulpturen aller Art, teils dienen sie dem religiösen Gedanken, teils den Traditionen alter Geschlechter in Wappenschmuck und Porträts.

Man spricht neuerdings von moderner Friedhofskunst, man veranstaltet Ausstellungen von Grabmälern; aber was wir bis jetzt zu sehen bekamen, hat uns nicht eigentlich befriedigt. Die Naivität der alten Friedhöfe ist dahin, und der modernen Kunst fehlt eins, damit sie das Gemüt ergreife — nämlich Glaube. In dem Gefühl dieser ihrer Schwäche beschränkt sie sich häufig auf das Architektonische und macht aus dieser Not eine Tugend.

Im letzten Sommer war in der hessischen Landesausstellung eine Gruppe, die den stolzen Titel „Moderne Friedhofskunst" trug und die alle Besucher durch ihre Gedankenarmut schwer enttäuschte. Es war fast nichts Bildliches zu sehen, nur architektonisch ganz nette Tafeln. Von einem Grabmal aber, das das Herz ergreifen soll, das den Beschauer mit Ewigkeitsaugen anblicken soll, verlangt man mehr als nette Formen, die uns nichts zu sagen haben und nur fürs Auge ein angenehmer Eindruck sind.

Gegenwärtig ist in Darmstadt im Gewerbemuseum wieder eine Ausstellung von Grabmälern, diesmal von einem einzigen Künstler entworfen, Daniel Greiner. Hier ist meistens Figürliches zu sehen, von schöner Architektur unterstützt. Diese Ausstellung scheint mir dem bedeutend näher zu kommen, was man an Gräbern verlangt und bedarf; vielleicht kommt das daher, daß Greiner eine Weltanschauung hat, die er als Künstler sehr stark betont, ja man könnte sogar sagen, daß er das Formale oft etwas vernachlässigt, weil er alle Kraft auf den Ausdruck seines Gedankens verwendet. So sind in den Reliefs z. B. die Hände und Füße wenig ausgearbeitet, nur aus Haltung des Körpers und Ausdruck des Kopfes spricht der Gedanke des Künstlers.

Greiners Kunst hat wenig Sinnengefälliges; etwas Schweres, Herbes liegt fast in allen seinen Gestalten, man muß sich in sie hineinsehen, aber man wird nicht müde sie zu betrachten. Die Gedanken, die aus seinen Gestalten sprechen, sind entweder rein menschliche, wie Trauer, Abschied, oder meistens religiöse, und zwar christlich religiöse. Auf einem Stein sehen wir einen Christuskopf mit der Dornenkrone. Der Kopf hat nicht viel Individuelles, er mutet eher wie ein Symbol an, was noch dadurch unterstützt wird, daß das Haupt allein aus dem Stein heraus gearbeitet ist, ohne Halsansatz. Es sagt einfach: Hier ruht ein Christ. Auf einem andern Grabmal, dem der Mutter des Künstlers, sehen wir einen zum Himmel auffahrenden Christus, allerdings nur seinen Kopf und den Oberkörper, was der Gestalt die Leichtigkeit des befreiten Geistes nimmt, auch stören die Arme, von denen die Hände durch die Steineinfassung abgeschnitten sind. Aber der Ausdruck des Kopfes ist ergreifend, etwas sieghaft Trotziges und doch unendlich Gütiges liegt darin; dieser Christus ist viel mehr individualisiert als der vorige. Eine dritte Christusgestalt hat etwas ungemein Anmutendes in der Haltung. Es ist der Entwurf zu einem Relief für ein Kindergrab. Christus hat hier ein nacktes kleines Kind im Arm. Wie er das hält, zart, warm und dabei doch ein bischen ungeschickt, so wie Männer kleine Kinder zu tragen pflegen — dem Beschauer kommt der Gedanke: Das ist in guter Hut. Daneben finden wir ein ebenso rührendes Relief für ein Kindergrab, das uns durch seine Naivität fast ein Lächeln ablockt. Es stellt eine trauernde Mutter dar, die von einem kleinen dicken Kinderengelchen, das kaum laufen kann, getröstet wird; die Haltung der Mutter, deren Gesicht man nicht sieht, ist ergreifend, bei dem Kind dürfte mehr Sorgfalt auf Hände und Füße verwendet sein, da hier der Ausdruck nicht in Gesicht und Haltung allein verlangt werden kann.

Ein anderer Grabstein stellt eine Frau vor, die sich aus den Grabtüchern löst, und von dem Licht der Ewigkeit geblendet, die Hand über die Augen hält. Ausdruck in Gesicht und Haltung ist vorzüglich, und die Art, wie die Gestalt in den engen Raum des Steins eingepaßt ist, hat etwas Vollkommenes. Als Unterschrift trägt er die Worte: Das Volk, so im Finstern

---

*) Vgl. jedoch den Artikel Friedhofsästhetik 1907 Nr. 34. Die Aufgabe wird doch von verschiedensten Seiten her in Angriff genommen. Und auch die naturschönen Friedhöfe sind nicht einfach von ohnegefähr, z. B. der Frankfurter. D H

wandelt, siehet ein großes Licht. Ich denke mir den Stein auf ein Frauengrab sehr schön. — Unter den größeren Grabmälern ragt das Grabmal der Familie Merk in Darmstadt durch seinen schlichten schönen Aufbau hervor. Das Relief, das auf der Hinterwand angebracht ist, stellt eine Abschiedsszene dar. Echt Greinerisch! Herbe verschlossene Gestalten, die den Schmerz in sich zurückdrängen und die Gebärden der Verzweiflung meiden. Aber in der Art, wie die Frau dem Gatten zum Abschied die Hand küßt, liegt viel unterdrücktes Gefühl, keusche Zurückhaltung und Ehrfurcht vor dem, der nun ihrer menschlichen Liebe entrückt vor das Angesicht Gottes tritt. — Herbe Trauer liegt auch in der plastischen Frauengestalt vom Grab der Frau von Hoboken. Zu gleicher Zeit finden wir hier eine Größe in Haltung und Ausdruck und einen Stolz, der auch durch Schicksal nicht gebeugt wird, der wie eine altgriechische Tragödie wirkt.

Ich habe unter der Fülle von Entwürfen und ausgeführten Grabmälern einige herausgegriffen, um die Vielseitigkeit der Darbietungen anzudeuten. Wir dürfen gespannt darauf sein, was uns Greiner, wenn sein Talent ganz ausgereift ist, noch in dieser Hinsicht bieten wird.

Aber nun wird ein Bedenken laut werden. Was sollen wir Leute des Mittelstands, denen ihr Geld gerade zum Leben ausreicht, mit Grabmalkunst anfangen? Sie ist ja sehr schön, aber sie ist nur für reiche Leute.

Wenn wir im Katalog die Preisnotierungen sehen, so finden wir erstaunt, daß wir mit Reliefs geschmückte Grabsteine schon von hundert Mark an bekommen können, andere sind noch billiger. Von Material ist Sandstein am wohlfeilsten, dann kommt der gelblichweiße oder hellgraue Kalkstein, und am teuersten ist der wegen seiner Wetterbeständigkeit unter den Marmorarten allein in Frage kommende Laaser Marmor.

Mehr wie jedem Andern muß dem Pfarrer daran liegen, die christlichen Friedhöfe zu Stätten der Erbauung und des Trostes zu machen. Solche Grabsteine wie die von Greiner entworfenen tragen christliche Gedanken unter die Cypressen und lenken das trauernde Herz von der schwarzem Erde ab, die geliebtes Leben verschlungen hat, zu Orten wo Leben ewig blüht.

So setzt der Künstler Greiner fort, was einst der Pfarrer Greiner, der dem Künstler weichen mußte, angefangen hat.

Helene Christaller

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Einer unsrer Mitarbeiter schreibt uns zu Stoeckers Tode:

73 Jahre alt ist am 7. Februar fern von der Heimat der Mann gestorben, der wie kein andrer in den letzten 30 Jahren die preußische und damit auch die deutsche Kirche in Atem gehalten hatte, geliebt und gehaßt wie sonst vielleicht nur Bismarck. Unser kirchliches Leben ist vor allem durch ihn in ein Stadium unerbittlichen Kampfes, in ein grenzenloses Parteitreiben, in ein höchst weltliches Politisieren gedrängt worden, er ist der Vater der schnellfertigen Gesinnungsabstempelung, der Meister virtuoser Schlagworte. Aber wer nichts weiter von ihm zu sagen weiß, kennt ihn nicht. Er hat Töne innigster religiöser Wärme, eine eigene schöpferische Sprache, den bannenden Zauber glänzender Dialektik, eine wunderbare Kraft in Zartheit und Leidenschaft zu überreden gehabt. Sein Wille war aufrichtig, das Volksleben zu erneuern; sein Gedanke großzügig, eine christliche Arbeiterschaft an Stelle einer sozialdemokratischen heranzuziehen. Rücksichtslos seine Energie, unermüdlich seine Arbeitskraft, gewaltig sein persönlicher Mut, so hat er, über jedes Mittelmaß hinausragend, seit 1878 seinem sozialreformerischen Ideal unbedingte Treue gehalten, im Sozialpolitischen ein durchaus fortschrittlicher, moderner Mensch. Alle Evangelisch-Sozialen stehen irgendwie auf seinen Schultern. Unvergessen sei ihm der große Entschluß, mit seinen Gegnern zusammen den Evangelisch sozialen Kongreß zu machen. Gedankt werden muß ihm auch das Werk der Berliner Stadtmission. Schließlich wollte er nichts andres, als aus Religion die Religion zur überall herrschenden Macht einsetzen. Eine geborene Kämpfernatur, ein großer Beweger und Anreger, kein dauernder Gestalter, der größte Agitator der evangelischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Was von seinem Werke bleiben wird, ist schwer zu sagen. Hoffentlich stirbt seine Methode mit ihm; sein christlich-sozialer Drang ohne das christlich-soziale Parteischema wird uns auf lange hinaus noch not tun. Sein Leben war ein seltenes Gewebe von Glück und Unglück, Glanz und Niederlage bis zu seinem Ende hin. —

Diesen Worten stimmen wir gerne bei. Fragt man aber: weshalb hat dieser Mann der Rede und der Tat, dieser hochbegabte, nicht eine noch tiefere Wirkung auf Kirche und Nation ausgeübt? weshalb ist seine Wirkung doch schließlich auf einen unverhältnismäßig engen Kreis beschränkt geblieben? so hat sich uns immer wieder die Antwort ergeben: Sein nicht wieder gut zu machender Fehler war, daß er in seiner Jugend nicht rechtschaffen studiert hat. Gewiß, er war ein Arbeiter, hat gearbeitet wie Wenige, aber Theologie studiert wie er als junger Mensch sollte, hat er nicht. Dieser Mangel war später nicht einzubringen. So ist er auf theologischem Gebiete Dilettant geblieben und hat seine Kraft zum Teil in einem Kampf gegen die Wissenschaft verbraucht, dem er nicht gewachsen war. Daß er den guten Willen zur Anerkennung der Wahrheit auch unbequemen, revolutionären Erkenntnissen gegenüber besaß, hat er zuweilen bewiesen; man erinnere sich seiner Besprechung von Gunkels Genesis in seiner Wochenschrift „Reformation" 1903 Lit. Beil. S. 85; dort hält er es für angezeigt, die Gemeinde wissen zu lassen, daß die Bibel „Sagen" enthalte. Aber die Konsequenzen daraus zu ziehen fehlte es ihm an der theologischen Klarheit. Das hat ihn in seiner kirchlichen und öffentlichen Wirksamkeit um die Würde des „Kirchenfürsten" (im Schleiermacherschen Sinn) gebracht, die er sonst wohl hätte erringen können. Dank Adolf Wagner, dessen Freundschaft ihn in seiner tatkräftigsten und ernstesten Zeit beglückt hat, ist er dann in die Nationalökonomie eingedrungen, aber doch auch hier unter dem Schicksal, daß er in ihr Dilettant bleiben mußte. So ist uns Stoecker immer ein Beispiel dafür gewesen, wie verhängnisvoll es für Männer der Beredsamkeit, der Agitation, der Tatkraft sein kann, wenn sie nicht zur rechten Zeit mit der Wissenschaft ins Reine gekommen sind. Oder soll ewig Wissen und Werk auseinandergehen? Hier die Intellektuellen, von des Gedankens Blässe angekränkelt, dort die skrupellosen Tatmenschen? Sicher wird die Verschiedenheit der Typen immer bleiben; aber zu den ganz Großen, zu den wirklich Großen werden doch immer nur die heranreifen, die mit ihrem persönlichen Zauber und ihrer schöpferischen Kraft fest auf dem Boden einer soliden Bildung stehen.

Sehr lesenswert ist die Charakteristik, die Friedrich Naumann, als dazu besonders Berufener, in Nr. 8 der Hilfe von Adolf Stoecker gegeben hat.

In derselben Hilfe handelt Mulert sehr sachgemäß über den Fall Traub. Gleichzeitig wird bekannt, daß Pfarrer Traub die ehrenvolle Gelegenheit, in ein Berliner Amt überzusiedeln, abgelehnt hat, um in Dortmund auf seinem rheinisch-westfälischen Posten zu bleiben. Unsere evangelische Kirche sollte froh sein, daß sie Männer wie Traub unter ihren Pfarrern hat.

Aus studentischem Kreise werden wir um Aufnahme folgender Mitteilung gebeten: Unsere Zeit steht im Zeichen religiösen Suchens und Fragens. Ihre staunenswerten Erfolge auf dem Gebiet der Technik, ihre Fortschritte in Kunst und Wissenschaft sind nicht im Stande gewesen, die religiösen Probleme als veraltet in den Hintergrund zu drängen. Im Gegenteil, die Frage nach dem Sinn und Zweck unsers Lebens, auf die doch allein die Religion eine Antwort geben kann, beschäftigt wieder die Gemüter. Aber freilich darf man sich nicht verhehlen, daß ein großer Teil unserer gebildeten Welt insonderheit unter den Akademikern einer Skepsis in religiösen Dingen huldigt, die in einem überspannten Intellektualismus wurzelt. In diesem Kampf um die Wahrheit Rede und Antwort zu stehen, müssen diejenigen akademisch gebildeten Kreise, die sich zum Evangelium Jesu Christi bekennen, immer mehr als ihre Aufgabe ansehen lernen. Die Westdeutsche Christliche Akademikerkonferenz, die vom 6. bis 9. März d. J. in Siegen in Westfalen tagt, soll an ihrem Teile dazu beitragen, daß in den Grundfragen der Weltanschauung und des Lebens eine klare und siegesgewisse Stellung erreicht werde. Aus dem Programm seien folgende Punkte besonders hervorgehoben: Pastor Mumssen (Hamburg): Jesus Christus in seinem Verhältnis zur Gottheit und Menschheit; Pastor Fischer (Essen): Student und Alkohol; Professor Hoppe (Hamburg): Der lebendige Gott und die materielle Welt; Pfarrer Deggau (Darmstadt): Das malerische Christusbild unserer Zeit; Privatdozent Heim (Halle): Die Einsamkeit mit Gott; Professor Barth (Bern): Suchen, Finden und Haben im religiösen Leben der Gegenwart; Direktor Stuhrmann (Barmen): Das sexuelle Problem und der gebildete junge Mann; Pfarrer S. Jaeger Bethel): Siehe, ich komme bald. Anmeldungen sind erbeten an Reichsbankkassierer Holländer, Siegen, Obergraben 3, der auch ausführliche Programme in beliebiger Zahl versendet. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöser Diskussions-Abend. Donnerstag 11. März 8 Uhr in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums Dorotheenstraße 13/14: Brauchen wir die Kirche? Kammergerichtsrat Weizsäcker.

Chemnitz. Dienstag 2. März: Soziale Frauenbildung und Frauenschule. Fräulein Helene Binder, Schulvorsteherin.

Halle a. S. Vereinigung Halle-Stadt. Freitag 5. März 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Das Abendmahl.

Hamburg. Mittwoch 10. März 8 Uhr Gemeindehaus St. Georg Rostockerstr. Ecke Stiftsstr.: Lehrfreiheit und Lehrverpflichtung. Privatdozent Lic. theol. Mulert-Kiel.

Korschen. Mittwoch 3. März 12 Uhr Bahnhof, Wartesaal II. Klasse: Gott und das Uebel in der Welt. Pfarrer Henski-Schwarzstein.

Stuttgart. Montag 1. März ½8 Uhr Herzog Christoph: Erlösungsglaube. Stadtpfarrer Günther-Backnang.

Versammlungskalender

6.—9. März Westdeutsche Christliche Akademiker-Konferenz Siegen
4.—16. April Kirchlich-sozialer Kongreß Berlin
1.— 3. Juni Evangelisch-sozialer Kongreß Heilbronn
24.—27. September Evangelischer Bund Mannheim

Chronik der Christlichen Welt
Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 8. Aus dem Konsistorialbezirk Wiesbaden. Erste Hälfte — Staat und Kirche in Preußen. Fünftes Stück — Verschiedenes

---

Cand. theol.
schon im Kirchendienst und als Hauslehrer tätig, der das Oberlehrerexamen machen will, sucht auf Ostern Tätigkeit, womöglich pädagogische, in einer Universitätsstadt.
Anfragen unter **K. N.** erbeten an die Expedition des Blattes.

Fräulein zu Kindern gesucht, welches Orgel spielen kann, auf 2—$2^1/_2$ Jahr nach **Dar-es-Salam.**
Näheres bei **Heidrich, Berlin, Wilhelmshavenerstr. 45.**

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

Billige Papiere

100	Bogen Conzeptpapier	2.—M.
500	„ Canzleipapier	3.— „
500	Stück Dienstcouverts	1.50 „
500	Bogen Billetpapier „Rose"	1.25 „
500	Stck. Billetcouverts, blau gef.	1.50 „
500	„ Correspondenzkarten	.30 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistr. Nr. 6

Für das Internat des Realprogymnasiums der Brüdergemeine in Gnadenfrei (Schlesien) wird ein
Kandidat der Theologie
für Erziehung und Privatunterricht gesucht. Meldungen erbeten an
K. Kücherer, Direktor

Das **Vikariat Gebweiler-Rufach**
ist am 1. April 1909 erledigt. Bewerber mögen sich wenden an
das Reformierte Pfarramt, Gebweiler i. E.

Die Gesellschaft **„Evangel. Fürsorgeheim für schulentlassene Mädchen"** (G. m. b. H.) **zu Gummersbach** (Rheinland, Bez. Cöln)
sucht für ihre beiden Anstalten bald möglichst einen **ordinierten** oder doch **ordinationsfähigen Hilfsgeistlichen.** Gehalt 2400 Mk. steigend bis 3000 Mk. Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften sind zu richten an den Vorsitzenden des Kuratoriums und Anstaltsgeistlichen
Herrn Pfarrer H. Rühle, Gummersbach.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Johannes Calvins Lebenswerk in seinen Briefen

Eine Auswahl von Briefen Calvins in deutscher Uebersetzung
von
Rudolf Schwarz
Pfarrer in Basadingen (Thurgau)
Mit Geleitworten von Prof. D. Paul Wernle
Zwei Bände Lex. 8. **1909.** M. 20.—. Geb. M. 24.—

Diese Sammlung von Briefen des Reformators wird ein lebensvolles und unmittelbares Bild von seiner Persönlichkeit vermitteln, als es jede, auch die beste Biographie wird geben können.
Ein ausführlicher Prospekt steht zu Diensten.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. M. 4.—, in Leder geb. M. 6.—

EMS **Emser Wasser** Kränchen EMS

Konfirmationsscheine in zwei Farben gedruckt mit 22 verschiedenen Bildern und 300 verschiedenen Sprüchen und Liederversen. 3 Serien à 100 Stück. 30 St. 1 M., 100 St. 3 M.

Gedenkblatt, **Kleines,** zur Erinnerung an den Tag der Konfirmation, mit schöner Rankeneinfassung in mehrfarbigem Druck. 25 verschiedene Sprüche (oder freiem Raum zum Einschreiben). Einzeln 10 Pf.; 25 Ex. 2 M.; 50 Ex. 3,50 M.; 100 Ex. 6 M. — **Je ein Probeschein gratis.**

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Lichtbilder für Passions-Gottesdienst

mit liturgischem Text, bearbeitet von A. Leube

Passionsandacht. 12 Bilder nach klassischen Meistern.
Passionsandacht. 12 Bilder nach deutschen Meistern.
Passionsandacht. 20 Bilder nach Schnorr v. Carolsfeld.
Das Evangelium. 20 Bilder nach deutschen Meistern.
Der Heiland. 12 Bilder nach klassischen und deutschen Meistern.

Verkaufspreis:
(incl. 5 Exempl. des lit. Programm); 12 Bilder Mk. 15.—; 20 Bilder Mk. 25—. Acht liturg. Textentwürfe in Mappe Mk. 2.—

Leihbedingungen:
In d. Karwoche: 12 Bild. Mk. 3.—; 20 Bild. Mk. 5.— (2 Progr. 50 Pfg. extra). In d. üb. Pass.-Zeit: 12 Bild. Mk. 2.—; 20 Bild. Mk. 3.—(2 Progr. 50 Pfg. extra).
Passionsandacht nach Schnorr kol. Mk. 2.— mehr.

ferner:

Leben Jesu in der deutschen Kunst

68 Bilder mit Text von D. Koch Leihg. Mk. 8.—, teilw. kol. Mk. 10.—

Man verlange Prospekt mit Bilderverzeichnis von:
Theodor Benzinger, Lichtbilderinstitut u. Verlagsbuchhandlung **Stuttgart**

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse.
Druckerei Bauer, Marburg a. L.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO.16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.
Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

Ein Verein der Nächstenliebe!

Im Jahre 1891 wurde der Verein zur Besserung der Verhältnisse der Handweber ins Leben gerufen. Dank edeldenkender Gönner konnten wir immer über 200 Personen, namentlich während des Winters, beschäftigen. Nun hat sich aber der Vorrat so angehäuft, daß wir die herzliche Bitte an edle Menschenfreunde richten, nehmen Sie uns von unseren guten Waren etwas ab.

Wir liefern weben: Tischtücher, Servietten, Taschentücher, Hand- und Küchentücher, Rein- und Halbleinen, buntes Schürzenleinen, Bettzeuge, Bettköper und Drell, Altthüringische- und Spruchdecken, Kyffhäuser-Decken, Wartburg-Decken usw. Musterbüchelchen und Preiskourante stehen gerne gratis und franko zu Diensten.

Thüringer Handweber-Verein „Carl Grübel-Stiftung" Gotha.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag von **J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)**
in Tübingen

Soeben erscheint:

Das religiöse Wunder
und Anderes
Drei Vorträge

von

D. Martin Rade
Professor in Marburg

8. 1909. M. 1.50.

Inhalt: Das religiöse Wunder — Heidenmission und Religionsgeschichte — Machtstaat, Rechtsstaat, Kulturstaat.

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 56.)

Die drei Vorträge, die Herr Professor D. Rade im Jahre 1908 gehalten hat, verleugnen trotz der sehr verschiedenen Gegenstände, welche sie behandeln, nicht die innere Einheit.

Wegen Abnahme des Augenlichts **geschenkweise** an Interessenten zu überlassen:

Foerster, Jugendlehre, neu, unaufgeschnitten

Kaftan, Dogmatik, III. Auflage, ebenso

Ninck, Nach dem Tode, Geschenkband, neu.

Unter **T M 609** an den Verlag.

Godesberg a. Rhein
Töchterpensionat Lohmann

Coblenzerstraße 1. Gründliche Ausbildung in Wissenschaften, besonders Sprachen; Anleitung im Haushalt nach Reformgrundsätzen: Ausbildung zum Beruf der Frau. Herzliches Familienleben, gute Körperpflege (eigne Turnhalle und Tennisplatz). Näheres durch Prospekte.

Nehme **Pensionäre** mit Familienanschluß.

Schwartzkopff, Professor am Gymnasium zu **Wernigerode**

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch
b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

DIE SEXUELLE HYGIENE
und ihre ethischen Konsequenzen

Von Univ. Prof. Dr med. **Ribbing** (Lund)

Deutsch herausgegeben von Dr. O. Reyher.

266 Seiten. 45.—50 Tausend. geb. 1 Mk. 60 Pfg.

URTEILE: „Das ganze Buch ist meisterhaft." (D. Evang. Kirchenztg). — „Nur ein Mann von R.s Bedeutung konnte die hier gestellte schwierige Aufgabe lösen". (Münchner med. Wochenschr). — „Grade dass hier der Arzt und nur der Arzt redet, macht das Buch so überaus wertvoll." (Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz). — „Der deutschen Jugend kann R.s Buch nicht genug z. eifrigem Studium empfohlen werden." (Grenzboten). — „Das klassische Werk der sexuellen Sittenlehre." (Literar. Handweiser, Münster). — Ein Muster populärer Darstellung, in erster Reihe geeignet Lehrern und Schülern als Leitfaden zu dienen." (Soziale Med. und Hyg.).

Verlag von Peter Hobbing in Darmstadt.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein
für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Morgenandachten
dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen, J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder ebgunden 10 Mk.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Für die Passionszeit!

Die Leidensgeschichte Jesu Christi. Zwölf Passionspredigten von *D.* H. Martensen. Dritte und vierte (Doppel-)Auflage. 8°. Mk. 2.40, fein geb. Mk. 3.—.

„ . . . **geradezu Musterpredigten,** aus denen viele lernen können, wie ein Text anfaßlich auszulegen ist; so vergleiche die Art, wie in der letzten Predigt das ‚Mein Gott, warum hast du mich verlassen' ausklingt in das ‚Wir sollen nicht von Gott verlassen sein'."
[Neues Sächsisches Kirchenblatt]

Die Auferstehung Christi und die radikale Theologie

Die Feststellung und Deutung der geschichtlichen Tatsachen der Auferstehung des Herrn durch die fortgeschrittene moderne Theologie (**Arnold Meyer** und **H. Holtzmann**) in kritischer Beleuchtung.

Von **Theodor Korff**

VI. u. 258 S. **Halle a. S.,** Verlag von **Eugen Strien**

1908. Pr. 4,50 Mk.

. . . . „In musterhaft klarer, durchsichtiger Darstellung, welche die Lektüre des Buches zu einer wahren Freude macht, werden die Probleme systematisch nacheinander aufgerollt, in einer Vollständigkeit und Gründlichkeit, wie sie auf so verhältnismäßig knappem Raum fast unmöglich erscheint. . . . Vorsichtig und besonnen in seinen Behauptungen, gründlich und umsichtig in der Beweisführung, vornehm und sachlich in der Polemik muß das Werk als eine höchst erfreuliche Erscheinung im Kampf der Geister angesprochen werden. Es bietet sich demjenigen, der auf diesem schwierigen Gebiete einen besonnenen, vorurteilsfreien Führer sucht, als vorzügliche Einleitung in die schwebenden Probleme an."

Dr. Heußner Cassel im Pastoralblatt für den Konsistorialbezirk Cassel vom 1. Januar 1909.

HARVARD UNIVERSITY
Theologische Fakultät

Stipendien zur Förderung höherer theologischer Studien
(Williams Fellowships)

Am ersten April werden für das Studienjahr 1909—1910 zwei Stipendien, im Werte von je 2000 Mark, erteilt. Mitbewerber müssen sechs Semester absolviert, resp. ihr Staatsexamen bestanden haben. Akademische Zeugnisse, Empfehlungen seitens theologischer Lehrer, nebst Lebenslauf und Specimina eruditionis, sowie Gesuche um nähere Auskunft, sind an **The Dean of the Faculty, Harvard Divinity School, Cambridge, Mass., U. S. A.,** zu richten.

Bibliotheken
und **einzelne Werke** kauft
Ernst Fuhrmann, Berlin NW 7
Universitäts-Straße 3B.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 330 182 850 M. Vermögensbestand 117 124 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1907: 3 449 494 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg